DIE DON JUAN-SAGE

IM LICHTE

BIOLOGISCHER FORSCHUNG.

Von

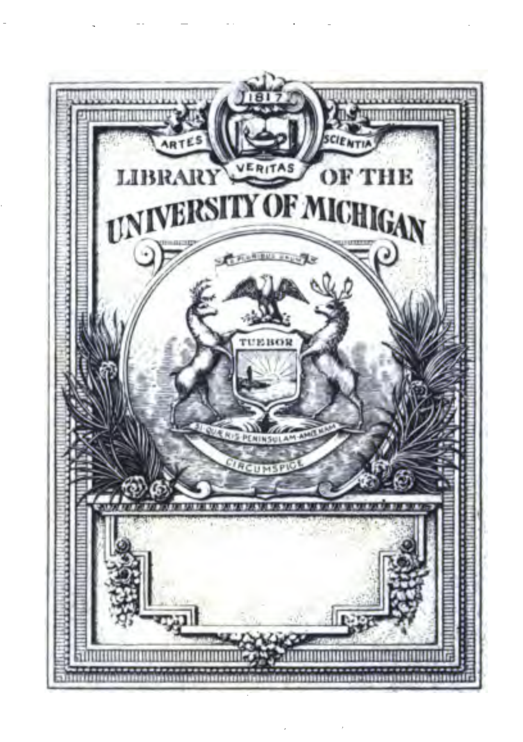
Dr. A. RAUBER

O. Ö. PROFESSOR DER ANATOMIE AN DER UNIVERSITÄT JURJEFF (DORPAT).

MIT 10 TEXTFIGUREN.



LEIPZIG
VERLAG VON ARTHUR GEORGI
1899.



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

DIE DON JUAN-SAGE

IM LICHTE

BIOLOGISCHER FORSCHUNG.

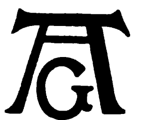
65

VON

Dr. A. RAUBER

O. Ö. PROFESSOR DER ANATOMIE AN DER UNIVERSITÄT JURJEFF (DORPAT).

MIT 10 TEXTFIGUREN.



LEIPZIG
VERLAG VON ARTHUR GEORGI
1899.

Inhaltsübersicht.

Übersicht der Textfiguren.

lw bedeutet überall ledige Weiber (Jungfrauen).
lm ledige Männer.
m Männer.
w Weiber.
Quere oder schräge Linien bezeichnen geschlechtliche Verbindungen.
Quere Linien, die in der Mitte durchschnitten sind, bedeuten Scheidungen.
Kreuze sind Todesfälle.

Die dem heissen Boden Spaniens entsprossene Don Juan-Sage, einige Jahrhunderte älter als die deutsche Faust-Sage, ist gleich dieser viel häufiger der Gegenstand künstlerischer Behandlung geworden, als der mit der Kunstgeschichte weniger Vertraute anzunehmen pflegt. Sagen sind geistige Schätze der Völker. Sie können betrachtet werden als Antworten eines Volkes oder Volkteiles auf gewisse Fragen wichtiger und allgemeiner Art, welche das Leben an jenes Volk gestellt hat. Fragen sowohl wie Antworten zeigen sich deutlich abhängig von dem Lande, von dem Volke und von der Zeit, in welcher eine Sage sich ausgebildet hat. Ihre Auffassung und Verarbeitung ändert sich auch in sehr bedeutender Weise mit der Individualität des Künstlers, in dessen Innerem die Sage sich reflektiert. Hat einmal die Kunst sich einer Sage bemächtigt, so steigt dadurch ihr Einfluss auf das Volk; im günstigen Falle kann dieser Einfluss zu einer ausserordentlichen Kraft anschwellen.

Die Don Juan- und die Faust-Sage ist sowohl von der Dichtkunst als auch von der Tonkunst bearbeitet worden. Beide Künste haben sich wetteifernd bemüht, dem weitgreifenden Inhalte beider Sagen mit ihren Mitteln gerecht zu werden, durch gegenseitigen Dienst den Ausdruck zu vertiefen und die Wirkung zu steigern. Von den zahlreichen Bearbeitungen haben zwar nicht alle den Rang von Meisterwerken erster Ordnung; alle aber dürfen den Anspruch auf Beachtung erheben; manche unter ihnen sind mit Unrecht der Vergessenheit anheimgefallen. Obwohl sie köstliche Perlen der Dicht- und Tonkunst enthalten, hat kaum das Auge eines Lebenden sie gesehen, kaum das Ohr eines Lebenden sie vernommen. Eine andere Reihe von Bearbeitungen freilich gehört zu den hervorragendsten Werken menschlicher Kunst überhaupt. Ihre Anerkennung ist noch immer im Wachsen begriffen. Ihre Wirkung wird sich auf die fernste Nachwelt erstrecken.

Es ist die schwierige Aufgabe der Kunstgeschichte, über alle diese Schöpfungen nach allen Seiten hin ein klares Urteil zu gewinnen, ihren Geist und ihre Schönheit zu enthüllen, ihre Rätsel zu lösen, ihren Wert zu bestimmen, ihren Platz im Zusammenhange der Kunst-

erscheinungen festzustellen. Noch niemals aber sind bisher die Don Juan- und Faust-Dichtungen vom biologischen Standpunkte aus beurteilt worden. Und doch ist dieser Standpunkt ein sehr berechtigter zu nennen; es klafft im Gesamturteile eine grosse Lücke, wo dieser Standpunkt fehlt. Die Don Juan-Dichtung insbesondere gewinnt unter diesem Standpunkte ein ganz anderes Aussehen. Dass der biologische Standpunkt den Schöpfungen der Kunst gegenüber bisher so wenig gewahrt worden ist, hat seinen guten Grund. Die Kunst ist eine alte, lang gepflegte Thätigkeit des Menschen, die Biologie aber eine noch ganz junge Wissenschaft. Am meisten unter allen Kunstformen hat noch die Plastik Beziehungen zur Biologie gesucht und gefunden; nicht so die Dichtkunst; sie steht erst in den Anfängen von solchen Beziehungen, zu ihrem eigenen Schaden. Nur die Don Juan-Dichtung wird uns übrigens hier beschäftigen, während die Faust-Sage einer späteren Gelegenheit überlassen bleibt. Insoweit freilich die Faust-Sage mit der Don Juan-Sage Verwandtschaft hat, entfällt schon jetzt von selbst ein gewisses biologisches Licht auch auf die Hauptgestalten der Faust-Dichtung.

A. Ursprung der Don Juan-Sage.

Don Juan (spr. Chuán) ist nicht bloss eine allbekannte und interessante Theaterfigur; sie ist auch keine bloss fabelhafte Person, wie manche vermuteten; sie hat vielmehr einst in Spanien wirklich gelebt, wie die Geschichte sicherstellt. Don Juan war hiernach ein andalusischer Stutzer von Rang. Er leitet seine Abstammung aus einer berühmten Familie der sogenannten Vierundzwanziger in Sevilla her, mit Namen Tenorio. Als vornehmer Hidalgo ist er geboren und erzogen. Sein Vater war Don Alonzo Jufre Tenorio, ein hervorragender Admiral im Dienste des Königs Alonzo XI. Er fiel in einer Seeschlacht in der Nähe von Trafalgar, gleich dem später geborenen Engländer Nelson. Von seiner Gemahlin Elvira hinterliess er mehrere Kinder, von welchen das jüngste Juan genannt wurde und zum Helden der Sage aufwuchs.

„Sevilla heisst die Stadt, die ihn geboren,
Berühmt der Frau'n und Pomeranzen wegen.
Wer sie nicht sah, o, der hat viel verloren,
So sagt das Sprichwort; ich auch möcht es hegen."

Unter den vielen Ländern, welche Byron, von dem diese bezeichnenden Verse herrühren, während seines kurzen Lebens gesehen, hat er, seiner eigenen Angabe gemäss, am liebsten in Spanien geweilt.

Auch der Held seines Epos „Don Juan" steht, wie hier gleich bemerkt werden mag, dem Herzen des Dichters sehr nahe.

Ausserordentlich schön ist, wie geschrieben wird, der Blick auf Sevilla von der Giralda, einem alten, herrlichen maurischen Turme aus. Wie ein Silbergürtel umschliesst die alte Stadt der stattliche Guadalquivir. Aus Sevilla gingen viele bedeutende Männer hervor. Ausser ihren schönen Frauen, ihren Palmen- und Orangenhainen ist sie auch berühmt durch ihre herrlichen Gemälde von Murillo und Velasquez. Zwei der grössten römischen Kaiser, Hadrian und Trajan, sind in Sevilla geboren und verliessen die Stadt, um den Purpur anzulegen. In Sevilla ruhten 23 Jahre lang die Gebeine von Christoph Columbus. Die Glanzperiode Sevillas aber fällt in die Zeit, da die Mauren hier hausten. Ein wahres Vergnügen soll es indessen noch jetzt sein, die zahllosen reizenden Sennoras und Sennoritas auf der Promenade von Sevilla zu sehen; denn geschickter, koketter versteht kaum eine andere Frau, wie diese, den kleidsamen Spitzenschleier mit der roten oder weissen Rose auf den üppigen Haarflechten anzuheften. In den Häusern von Sevilla fehlt nie der hübsche, mit Marmorsteinen gepflasterte Hof, der von buntgetäfelten Wänden umschlossen wird. In diesen luftigen Plätzen empfangen die Sevillaner an schönen Sommerabenden ihre näheren Freunde, eine Sitte, die zur grösseren Annehmlichkeit des dortigen Aufenthaltes viel beiträgt.*)

Eine der berühmten Bauten Sevillas ist der Alcazar (Al Kasr, Haus des Cäsar), ein maurischer Palast, dessen Bau während der Herrschaft der arabischen Khalifen begonnen und unter dem christlichen Herrscher Peter dem Grausamen, dem Freunde unseres Don Juan, teilweise umgebaut wurde. Noch jetzt wird das Boudoir der Maria de Padilla gezeigt, der schönen Frau, einer nahen Verwandten von Don Juan, welche Pedro liebte und heimlich heiratete. Trotzdem wurde er zu einer politischen Ehe mit der französischen Prinzessin Blanche de Bourbon gezwungen. Drei Tage darauf verliess er letztere, um der Geliebten willen. Die unglückliche Blanche wurde grausam verfolgt, Jahre lang eingekerkert und schliesslich ermordet. Schwäche

---

*) Ein Besucher vom vorigen Jahre, also noch vor dem Ausbruche des Krieges, spricht sich folgendermassen über Sevilla aus: In Sevilla sind alle Fenster mit Blumen umkränzt und häufig erscheinen zwischen den langen Vorhängen dunkeläugige Andalusierinnen und manche von ihnen sind schön. Die Thüren der Häuser sind geöffnet und durch das schmale Vestibül erblickt man luftige Säulenhöfe, darinnen unter Palmen und Orangenbäumen Papageien schwätzen und Pianinos klimpern. Und quer über die engen Gassen spannen sich festlich weisse Segel von Haus zu Haus (der grossen Sonnenhitze wegen), damit der Fremdling und der Einheimische unter bräutlichen Baldachinen wandle, in goldenem Schatten durch die Stadt der Liebe. (Zukunft, VI, 34, 1898.)

und Grausamkeit reichten sich hier die Hand. Leider war auch Maria de Padilla unfähig, Pedro von vielen anderen entsetzlichen Verbrechen abzuhalten, die in dem Palaste verübt wurden. Eines der schrecklichsten ist die Ermordung seines illegitimen Bruders. Die Höflinge mussten, wie berichtet wird, letzteren mit ihren Keulen erschlagen. Noch jetzt werden, wie es zu geschehen pflegt, auf dem Marmorfussboden die Blutflecke gezeigt. Sechs Jahre später aber fiel Pedro selbst durch einen Dolchstoss. Ein hübsches Bild von Sevilla und vom Boudoir der genannten Maria, nebst Beschreibung, s. bei John Stoddard, Sammlung von Photographien, The Werner Company, Chicago.

Don Juan war der Liebling seines Vaters gewesen. Aber er wurde auch, wie schon erwähnt worden ist, der Liebling und Spielgenosse Don Pedros des Grausamen (1350—1369), dessen wilder Sinn zu dem seinigen passte. Pedro erhob den Don Juan zum Ritter der Banda, einer Gesellschaft, die der Rechtspflege in Sevilla ihre Thätigkeit widmete; zugleich ernannte er ihn zu seinem Oberkellermeister. Mit letzterem Posten mindestens übertrug er ihm ein Amt, welches von Don Juan anscheinend mit grossem Eifer verwaltet worden ist.

Die Chronik von Sevilla liefert über Don Juan noch folgende besondere, auch seinen Tod enthaltende Nachricht. Durch sein ausschweifendes Leben war er in der Stadt selbst und in ihrer Umgebung allgemein bekannt geworden. Einst in einer Nacht brachte er den Komtur Ulloa ums Leben, nachdem er dessen Tochter Giralda gewaltsam entführt hatte. Der Komtur ward in dem Kloster San Franzisko beigesetzt, wo seine Familie eine Kapelle besass, und ihm daselbst ein steinernes Denkmal errichtet.*) Die Franziskaner, welche schon lange dem masslosen Übermute des Don Juan grollten und ihm, da die hohe Geburt den Frevler ganz vor der gewöhnlichen Justiz schützte, endlich eine Grenze zu setzen beschlossen hatten, lockten ihn einst zur Nachtzeit unter falschem Vorwande, als ob eine Geliebte ihn dort erwarte, ins Kloster und brachten ihn hier ums Leben. Um aber auch der Öffentlichkeit zu genügen, verbreiteten sie zugleich in der Stadt das Gerücht, Don Juan habe in der Kapelle die Statue des Komturs insultiert und sei von dieser in die Hölle gestürzt worden.

Ob die Chronik über den Tod Don Juans durch Mönche Wahres berichtet, muss dahingestellt bleiben; ebenso, ob die Ausstreuung der Mönche, die Statue habe den Frevler in die Hölle gestürzt, wirklich stattgefunden hat. Jedenfalls war der Inhalt der Ausstreuung im Volksgewissen lebendig und bildete den Höhepunkt der Sage, noch bevor ein Dichter je den Stoff verwertet hatte. Begreiflich gewiss,

*) Die Statue des Komturs wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst zerstört.

dass die Zeit kommen musste, in der die Kunst sich des Stoffes bemächtigte. Zum erstenmale geschah dies in Spanien selbst, dem Sitze der Sage, wenn auch über hundert Jahre später, als dieselbe sich zu bilden begonnen hatte. Begreiflich auch, dass fast alle später folgenden Don Juan-Dichtungen den Untergang Don Juans mit der Komturstatue in Verbindung bringen; nur wenige vermeiden sie mit Absicht, da in ihr ein Deus ex machina erblickt werden kann. Aber auf der anderen Seite war gerade sie ein Krystallisationskern, um welchen die Dichtung ihre weiteren Gestaltungen leicht auszuführen vermochte. Denn die Komturstatue stellt nichts geringes dar. In ihr hat Don Juan, der auf die Sinnlichkeit pocht und nur diese gelten lässt, die übersinnliche Welt herausgefordert, verhöhnt und beleidigt. In ihr beleidigt Don Juan aber auch den Rächer seines Kindes, das von Don Juan verführt worden ist, während der Rächer selbst von Don Juan getötet ward. Die Vermessenheit der Herausforderung der Komturstatue ist also eine doppelte und zugleich doppelt qualifizierte. Die Weltordnung lässt nicht ungestraft sich verspotten, so sagt das richtig fühlende Gewissen des Volkes, dem die Sage angehört. Das Volksgewissen konnte die Gestalt der Komturstatue indessen nicht so leicht frei erfinden; es musste ein Anhaltspunkt gegeben sein. Mag dieser nun in der wirklichen Ausstreuung der Mönche gelegen gewesen sein, oder in etwas anderem.

Litteratur: Scheible, J., Das Kloster, weltlich und geistlich. Bd. 3, elfte Zeile. Stuttgart 1846.

Schack, Ad. Friedrich v., Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien. 3 Bde. Berlin 1845—46.

Kahlert, A., Die Sage vom Don Juan. In: Freihafen, Jahrgang 1841.

Engel, K., Die Don Juan-Sage auf der Bühne. Oldenburg und Leipzig 1887.

— Die Grundlage der Don Juan-Sage. Zeitschrift f. vergleichende Litteraturgeschichte I., 392, Berlin 1887.

Helbig, F., Die Don Juan-Sage, ihre Entstehung und Fortentwickelung. In Westermanns Monatsheften, Braunschweig 1877, No. 246.

Bolin, W., Don Juan-Studien. In „Die Gegenwart", 1883, Nr. 21—23.

Busch, Curt, Die Don Juan-Sage. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, 1885, No. 44.

B. Übersicht der Don Juan-Dichtungen.

a) Dramatische und epische Arbeiten.

Die Sage soll zunächst von einem unbekannten Dichter bearbeitet und unter dem Titel „El ateista fulminado" lange Zeit hindurch in spanischen Klöstern aufgeführt worden sein.

Der erste, der sie notorisch im Drama darstellte, ist der Mönch Gabriel Tellez, unter dem Schriftstellernamen Tirso de Molina wohlbekannt. Er lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und

behandelte den Stoff unter dem Titel „El burlador de Sevilla y Convidado de piedra" (1634). Deutsche Übertragungen giebt es zwei: 1. Spanische Dramen, übersetzt von E. A. Dohrn, 1. Teil, Berlin 1841. 2. Don Juan, der Verführer von Sevilla, oder der steinerne Gast; übersetzt von L. Braunfels, Frankfurt 1856.

Tirsos sämtliche Komödien liegen in fünf Quartbänden vor, welche in den Jahren 1616—1652 in Madrid, Tortosa, Sevilla und Valencia gedruckt und neu aufgelegt wurden. Sein „Verführer" wird im allgemeinen zwar als eine flüchtige Arbeit betrachet, doch mit der Anerkennung, dass dieses Drama einzelne Teile enthält, wie sie nur ein Dichter ersten Ranges geben kann. .

Es ist am Platze, von dieser ersten bekannten Don Juan-Dichtung, welche die Hauptgrundlage fast aller späteren Bearbeitungen bildet, hier ein Programm seiner drei Abteilungen folgen zu lassen. Jede Abteilung ist den Begebenheiten eines Tages gewidmet.

Programm des „Burlador" von Tirso de Molina; nach A. Kahlert.

Erster Tag. Sevilla. Die Herzogin Isabella, Tochter des Königs, wollte dem Herzog Octavio ein Stelldichein geben; an dessen Stelle schleicht sich Don Juan ein. Erst als sie ihn vor die Thüre begleitet, entdeckt sie den Betrug und ruft die Wache. Ihr Vater kommt, sie aber entflieht. Auch Don Pedro, der Gouverneur, kommt und verhaftet den Don Juan auf des Königs Befehl, lässt ihn aber sogleich über die Mauer entwischen, weil er seinen Neffen in ihm erkennt. Dem Könige erzählt er hingegen, Don Octavio sei bei Isabella gewesen. Diese wird nun vorgeführt und in den Turm gesperrt; Octavio aber wird aufgesucht, um ihn nun zur Ehe mit Isabella zu zwingen. Don Pedro, an der Spitze der Wache, findet ihn auch, rät ihm jedoch ebenfalls die Flucht an.

Meeresstrand. Ein Fischermädchen, Tisbéa, macht dem Publikum die Angabe, dass sie den Nachstellungen der Männer kaum auszuweichen wisse. Da hört man Hilfegeschrei aus den Wellen. Von der bewegten Flut werden Don Juan und sein Diener Catalino ans Gestade geworfen. Dem Fischermädchen wird der fast leblose Don Juan von dem Diener zur Pflege übergeben. Er erwacht auch bald in ihren Armen, fasst jedoch sogleich gefährliche Absichten gegen das schöne Kind. Catalino kehrt dann mit zwei Fischern zurück, die dem flüchtigen Ritter Obdach und Erquickung in ihrer Hütte anbieten.

Castilien. Der König dieses Landes tritt auf und unterhält sich mit Don Gonzalo, von dem er Neuigkeiten aus Lissabon verlangt. Er erhält dieselben, spricht dann von Don Juans Ankunft und bezeigt Lust, Don Gonzalos Tochter, Donna Anna, mit Don Juan zu vermählen. Nach dem Abgange jener tritt Don Juan und sein Diener auf, der seinem Herrn dessen Absichten auf Tisbéa vorwirft. Don Juan entschuldigt sich mit dem Beispiele des Aeneas und der Dido; er verspricht der eingetretenen Tisbéa die Ehe und führt sie in ein Wäldchen. Die Verschwundene wird von deren Liebhaber Anfriso und einigen anderen Fischern aufgesucht, doch bleiben alle Nachforschungen vergeblich. Sie singen nunmehr eine Romanze, nach deren Beendigung Tisbéa in Verzweiflung hereinstürzt und die Fischer aufhetzt, den Don Juan zu suchen.

Zweiter Tag. Castilien. Don Diego, der Vater Don Juans, tritt vor den König und erzählt ihm seines Sohnes Abenteuer mit Isabella, welches ihm Briefe aus Sevilla gemeldet haben. Die beabsichtigte Vermählung Annas mit Don Juan

wird nun natürlich aufgegeben, dieser sogar aus Castilien verbannt. Der gleichfalls flüchtige Octavio tritt vor den König und bittet um Schutz, da er, schuldlos von einer Dame eines Verbrechens angeklagt, verfolgt werde. Der König errät die Sache, verspricht ihn zu entschuldigen und bietet nun ihm Annas Hand an. Demnächst erscheint ein Marquis, de la Mota, nebst Don Juan, der Kenntnis von Annas Zuneigung erhält. Ein Kammermädchen wirft ihm, den sie für ihren Geliebten ansieht, ein Billet für den Marquis aus dem Fenster zu, aus welchem Don Juan herausliest, „ein Geliebter werde um 11 Uhr zu der Geliebten beschieden". Der Marquis wird durch ihn an Donna Annas Thür um 11 Uhr bestellt, ohne Don Juans Absicht zu ahnen. — Scene zwischen Don Diego und seinem Sohne, der gegen alle Besserungsvorschläge taub bleibt. Der Marquis kommt und klagt dem falschen Freunde, dass er von Spionen verfolgt sei, worauf Don Juan im Mantel des Marquis abgeht, um das Terrain zu säubern. — Donna Anna, in ihrem Zimmer von Don Juan überfallen, der sich für den Marquis ausgiebt, ruft um Hilfe. Ihr Vater, Don Gonzalo, eilt mit blossem Degen herein und wird von Don Juan im Duell erstochen. Der Marquis mit einer Musikbande trifft Don Juan, der ihm nun seinen Mantel wiedergiebt und entflieht. Die ihn verfolgende Wache verhaftet jetzt den Marquis, da sie ihn für den Mörder hält. Der dazu kommende König verurteilt ihn ohne weiteres zum Tode. — Der Tag schliesst mit einem ländlichen Bauernfest, an welchem Catalino teilnimmt. Aminta heiratet den Patricio. Don Juan tritt auf, erobert das Herz der Braut und schafft sie dann sofort beiseite.

Dritter Tag. Patricio malt in einem Monolog die Qualen der Eifersucht, lässt sich aber von Don Juan beschwichtigen, der sich einen alten Bekannten seiner Braut nennt. Hierauf eilt Don Juan zu der jungen Frau, sucht sie zu beruhigen und verspricht ihr, er werde sie heiraten, wenn Patricio sie verstosse. Sie verlangt einen Schwur. Er schwört, er wolle von Gott verflucht und von einem Toten getötet sein, wenn er unwahr rede. — Nun tritt Donna Isabella auf, dazu Tisbéa, was gegenseitige Klagen der beiden Verlassenen verursacht. — Scene vor dem Grabmal des Don Gonzalo. Catalino meldet seinem Herrn Isabellas Ankunft. Er lacht darüber und denkt nur an Aminta. Im Übermute ladet er zuletzt die Statue des von ihm erschlagenen Gonzalo zum Nachtmahle ein. — Don Juans Zimmer. Nachtmahl. Es klopft. Der Geist Gonzalos, in Gestalt von dessen Statue tritt ein und setzt sich an den Tisch. Don Juan zieht spöttischen Tones bei ihm Erkundigungen nach der anderen Welt ein, ob das Land schön sei, ob man die Poesie dort liebe. Der Geist antwortet nur mit Kopfbewegung und ladet seinerseits den Gastgeber in das Grabgewölbe zum Abendessen. Nach seinem Scheiden bekennt Don Juan dem Catalino, dass er sich zwar vor dem Gegenbesuche fürchte, ihn aber doch abstatten wolle. — Scene am Hofe. Der König befiehlt, Isabella aus dem Kloster zu holen, da er den Don Juan zwingen wolle, sie zu heiraten; er schlägt dem Don Octavio die Erlaubnis ab, den Verräter zum Zweikampf zu fordern. — Kirchengruft. Don Juan tritt mit Catalino ein, der den Geist rufen muss. Die Statue erscheint, begleitet von zwei Kobolden, die den Tisch servieren, umarmt den Don Juan, der nach einem Priester schreit, wozu nach des Geistes Bemerkung es jetzt zu spät ist. Grabmal und Kirche versinken mit den Personen. — Scene am Hofe. Patricio verklagt den Don Juan beim Könige. Tisbéa fordert gleichfalls Genugthuung. Der Marquis beweist seine Unschuld an des Don Gonzalo Tode. Da rennt Catalino herein und erzählt die Vorkommnisse, bei welchen er Zeuge gewesen. Er sagt auch aus, Don Juan habe bekannt, bei jenem Besuche bei Donna Anna der letzteren Ehre nicht thatsächlich gekränkt zu haben. Der Marquis, entzückt, verlobt sich sofort mit ihr. Auch Octavio erklärt, Donna Isabella, die er nun als Don Juans Witwe betrachte, heiraten zu wollen. Der König endlich lobt Gott, der gerecht strafe.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erfuhr Molinas Stück eine Überarbeitung in Spanien selbst von Antonio de Zamora.

Schon früher war das Drama auf den Boden Italiens verpflanzt worden, zuerst durch Onufrio Giliberti (1652), dann durch G. A. Cicogninis Bearbeitung (Il Convitato di pietra, 1670); ihm folgte der Don Juan von Andrea Perucci (1678). Von Italien gelangte der Stoff nach Frankreich, wo Dorimond eine Bearbeitung des italienischen Stückes von Giliberti lieferte, unter dem Titel ,,Le festin de pierre, ou le fils criminel (Lyon 1658). Eine andere Bearbeitung brachte 1659 De Villiers als Tragikomödie in Paris zur Aufführung.

Nunmehr folgt J. B. Molières Drama ,,Don Juan ou le festin de Pierre''. Es wurde 1665 auf dem Theater des Palais royal in Paris zum erstenmale aufgeführt. Die besten deutschen Übersetzungen der Werke Molières lieferten Graf Baudissin (Leipzig 1865—1867) und A. Laun (Leipzig 1881). Man pflegt an Molières Don Juan zu tadeln, dass seine Verwickelung ungleich weniger anziehe, als in seinem italienischen Vorbilde und dass auch die Katastrophe willkürlicher erscheine als dort. Ebenso wird hervorgehoben, dass die nationale Färbung, welche der Sage anhafte, in dem Molièreschen Drama völlig verwischt worden sei. Andererseits aber kann es nicht geleugnet werden, dass Molière, der Spassmacherei der Italiener gegenüber, den Gegenstand in eine höhere Sphäre erhoben und daraus ein eigentliches Kunstwerk gestaltet hat, welches allen folgenden Bearbeitungen als nächste Grundlage diente.

Von Thomas Corneille, dem Bruder des grossen Dichters, wurde das Molièresche Stück im Jahre 1677 in Verse gebracht, mit nur geringen Veränderungen des Textes. Einzelnes ward weggelassen, z. B. die Erscheinung des Totengerippes und des Geistes einer verschleierten Frau. Während bei Molière der Bediente Sganarelle die Maske des Arztes ganz zwecklos übernimmt, lässt Corneille diesen als Arzt die Tante eines Mädchens beschäftigen, welchem Don Juan nachstellt. In dieser Gestalt pflegte das Stück in Frankreich bis in die neuere Zeit hinein über die Bretter zu schreiten.

Der Schauspieler Dumesnil, welcher sich als Dichter Rosimond nannte, liess 1669 das Stück ,,Le festin de pierre ou l'atheé foudroyé'' auf dem Theater du Marrais aufführen. Es soll manche Vorzüge besitzen. Insofern aber hat ein Rückfall stattgefunden, als aus der neuen Bearbeitung ein Spektakelstück geworden ist.

In England ward der Stoff eingeführt durch Thomas Shadwells Tragödie ,,The libertine destroyed'', 1676. Der Held ist hier so grenzenlos verrucht dargestellt, dass dem eigentlichen Don Juan-Charakter dadurch Abbruch geschieht.

Durch Molière angeregt, suchte 50 Jahre später C. Goldoni, ein

Venezianer, das alte spanische Stück seinem Vaterlande in der würdigeren Gestalt eines regelmässigen Schauspieles vorzuführen. Es wurde 1736 in Venedig unter dem Titel „Don Giovanni Tenorio, osia Il dissoluto punito“ aufgeführt. Während aber Molière auffallenderweise nur einen weiblichen tragischen Charakter anwendet, werden in Goldonis Stücke die drei weiblichen Gestalten wiedergefunden, welche schon bei Molina vorkommen. Dagegen fehlt merkwürdigerweise der steinerne Gast; es fehlt auch der komische Bediente. Einem Blitzstrahle ist das Racheamt übergeben, obwohl ja auch dieser als ein Deus ex machina, wenn auch natürlicher Art, betrachtet werden muss. Schon in jenem unbekannt gebliebenen Klosterstücke, welches als früheste Bearbeitung der Sage erwähnt wurde, spielt der Blitz die Rolle des tödlichen Instrumentes.

In Deutschland gehörte Don Juan oder Das steinerne Gastmahl seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts zum stehenden Repertoire der improvisierenden Schauspieler und der Puppentheater. Den lesenswerten Text der Stücke des Puppentheaters in Augsburg, Strassburg und Ulm giebt J. Scheible in seinem schon genannten „Kloster“. Vergl. ferner K. Engel: Deutsche Puppenkomödieen, 8 Bändchen, 1875. — R. Kralik und J. Winter: Deutsche Puppenspiele, Wien 1885.

In noch frühere Zeit reicht hinauf die Harlekinade (Commedia dell'arte) Il convitato di pietra, in fünf Akten.

Im 19. Jahrhundert ist die Don Juan-Sage ein Lieblingsgegenstand dichterischer Bearbeitung gewesen.

Byrons episches Gedicht „Don Juan“, 16 grosse Gesänge enthaltend, ist leider unvollendet geblieben. Die ersten Gesänge dichtete B. während seines Aufenthaltes in Venedig (1817 bis gegen Ende 1819); die nächstfolgenden in Ravenna (1819—1821), die Fortsetzung bis zum 16. Gesange in Genua (1822—1823). Dann folgte seine kurze kriegerische Laufbahn und sein früher Tod (19. April 1824).

Von der Sage übernimmt Byron nur die Gestalt des Helden; dieser selbst aber ist kein Wüstling im Sinne der Sage, sondern ein Frauenliebling, welcher in verschiedenen Ländern eine Reihe von Liebesabenteuern zu bestehen hat. Nicht eigener Wille, sondern äusseres Verhängnis zumeist entfernt den Helden von seinen verschiedenen geliebten Personen. Nicht nur sinnliche Freuden blühen auf seinem Lebenswege, sondern auch die schrecklichsten sinnlichen Qualen. Diese bereitet ein Schiffbruch und später die Teilnahme an der Belagerung und Erstürmung der türkischen Feste Ismaël. Dadurch werden wirksame Unterbrechungen und Gegensätze eingeführt. Ohne diese Unterbrechungen gewaltsamer Art würde der Charakter des Helden eher zur Treue in der Liebe hinneigen. Immerhin spielt auch die Versuchung eine bedeutende Rolle, indem der Held ihr erliegen

konnte. Die Erscheinung eines Geistes fehlt in diesem Epos nicht, aber der Geist ist freilich kein steinerner Gast. Er tritt im 16. Gesange auf und giebt dadurch dem Ganzen einen gewissen Abschluss:

„Nein, keine Maus. Es ist ein Mönch, o seht!
In Kutte, grauem Kleid und Rosenkranz
Im Mondenlicht, — bis er zum Schatten geht;
Ernst ist sein Schritt, doch dabei lautlos ganz;
Es rauscht nur sein Gewand, indem es weht;
Sein Gang ist ähnlich stummer Geister Tanz,
Doch leis, und auf Juan beim Fürdergehen
Schien er mit hellen Augen hinzusehen!“

In der folgenden Nacht erscheint der Geist noch einmal. Als Don Juan den Arm nach ihm ausstreckt, fühlt er zunächst nur die Mauer. Erst die Ausstreckung auch des anderen Armes zeigt Don Juan, wie es sich mit dem vermeintlichen Geiste verhält. Er ist eine als Mönch verkleidete Dame, die den Don Juan liebt. Mit dieser Offenbarung endigt der Torso des Epos. Ursprünglich soll die Absicht des Dichters gewesen sein, den Helden auch nach Frankreich zu bringen, dort aber unter der Guillotine endigen zu lassen.

Das Gedicht wird sonderbarerweise von manchen als ein Fremdling unter den übrigen Werken Byrons bezeichnet. Andere rechnen es, und mit Recht, zu den genialsten Erzeugnissen der Byronschen Muse. Es ist kein Fremdling, sondern Geist vom Geiste Byrons. Es ist auch keineswegs eine Travestie der alten spanischen Sage, als welche es schon angesehen wurde, sondern ein in sich abgeschlossenes, selbständiges Werk, obwohl ein Torso. Sein Wesen würde durch Beifügung weiterer Gesänge, selbst nicht durch den ursprünglich beabsichtigten Schluss, verändert worden sein. Das Gedicht und der Dichter ist der in dem Gedichte sich aussprechenden sittlichen Tendenz wegen von vielen Seiten auf das heftigste angegriffen worden. Aber er schildert die Menschen doch ganz wie sie sind und wie sie leben. Sein Don Juan ist der liebenswürdigste von allen, welche die Don Juan-Dichtung hervorgebracht hat; er ist auch viel zahmer als alle übrigen. Aber ich stimme bei, wenn gesagt wird, dass der Leser dadurch nur um so leichter der Gefahr erliege, die Lebensphilosophie und Lebensführung Don Juans zu seiner eigenen zu machen. Ich gebe zu: der Don Juan Byrons, und wohl auch Byron selbst, haben noch keine geordneten Vorstellungen über die Normen des Geschlechtslebens. Dies ist aber kein Vorwurf, der Byron irgendwie im besonderen treffen könnte: denn Byron teilt hier ganz das Schicksal fast aller Dichter, auch jener, die keinen eigentlichen Don Juan gedichtet haben.

Byrons „Don Juan“ erschien in deutscher Übertragung auch einzeln, z. B. von A. Böttger (Leipzig 1858, 2. Auflage); von O. Gildemeister, Bremen 1845; von W. Schäffer, Hildburghausen 1867.

Christian Dietrich Grabbes „Don Juan und Faust“, Tragödie in fünf Akten, sucht die südliche Volkssage mit der nördlichen Faustsage in Verbindung zu bringen. Er wird dabei in der Zeichnung der Person des Don Juan dem eigentlichen Don Juan-Charakter vielleicht mehr gerecht, als es bei allen seinen Vorgängern und Nachfolgern zu finden. Das sinnliche Feuer, das einen echten Don Juan auszeichnen muss, ist bei Grabbe mit einer Vollendung dargestellt, dass die Figur unwillkürlich Bewunderung und Schrecken erregt. Der Dämon der Sinnlichkeit ist in ihr zur Wahrheit geworden. Im übrigen schliesse ich mich dem Urteile Rudolfs von Gottschall an, wenn dieser in seiner Ausgabe der Grabbeschen Dichtungen sich folgendermassen äussert: „Der Gedanke, Don Juan und Faust, diese Dioskuren des höllischen Lichtes, welche beide der Teufel holt und in denen sich zwei verschiedene typische Richtungen der Lebensphilosophie verkörpern, in einem Drama zusammenzubringen, spricht ohne Frage für die vielwagende Genialität des Dichters. Man könnte befürchten, dass „Faust“, wenn er sich in die Lebenswogen stürzt und leidenschaftlichem Genuss hingiebt, dem „Don Juan“ bis zum Verwechseln ähnlich wird und dadurch seine tiefere Bedeutung verliert. In der That ist Grabbes Faust durchaus nicht jener, sich in die Tiefen des Wissens verlierende Magier, der später sich auch durch alle Kreise des äusseren Lebens hindurch bewegt und die Welt in seinem unendlichen Streben spiegelt. Wir sehen ihn, wie Don Juan, und als den Nebenbuhler des Spaniers, in einen Liebeshandel verwickelt, in die Leidenschaft zur Donna Anna verstrickt, eine Beschränkung, welche den Charakter des „Faust“ etwas beeinträchtigt, durch die aber das Stück mehr als alle anderen Werke Grabbes an dramatischer Einheit gewinnt. Der Gegensatz zwischen dem germanischen Titanen und seinem romanischen Halbbruder, der sich zu einer, den ganzen Kosmos spiegelnden Laterna magica und zu unbegrenzter Liederfolge auseinander zerren liess, wird dadurch auf einen Brennpunkt des Gedankens konzentriert; es handelt sich um den Gegensatz zwischen romantisch-idealer und sinnlich genusssüchtiger Liebe, und dieser Gegensatz ist in dem Stücke vortrefflich und mit tiefer Poesie durchgeführt; dass „Mephistopheles“, der hier als eine Art schwarzer Ritter erscheint, nicht zu der Bedeutung gelangen kann, wie in den Faustdramen, ist von selbst einleuchtend; mehr tritt Leporello als der grobmaterielle Genosse Don Juans hervor.“

Der Gang der Fabel ist folgender. Don Juan tötet den Octavio und den Gouverneur im Zweikampfe, um in den Besitz von Donna Anna zu gelangen. Während er sie aber auf diese Weise schon erreicht zu haben glaubt, kommt der zaubermächtige Faust und nimmt dem Don Juan die Anna gewissermassen von der Hand weg, indem er sie auf sein Zauberschloss auf dem Gipfel des Montblanc entführt.

Aber er hat durch diese Entführung nicht viel gewonnen. Mephistopheles verrät dem Don Juan den Aufenthalt Annas und dieser begiebt sich sofort auf den Weg nach dem Zauberschlosse. Faust macht noch in einem zweiten Punkte seine Rechnung ohne den Wirt. Er ist seit lange verheiratet und tötet sein Weib, um in den Besitz von Anna gelangen zu können. Aber Anna liebt nicht ihn, sondern den Don Juan, wenn auch wider Willen. In rasender Leidenschaft tötet endlich Faust die Donna Anna durch ein Machtwort; er kann sie töten, aber nicht wieder zum Leben zurückrufen; er kann sie töten, aber nicht erreichen. So kommt auch Don Juan um seinen Erfolg, der ihm sonst sicher gewinkt hätte. Faust bereut, aber es ist zu spät; Don Juan, von dem Geiste zur Reue aufgefordert, verschmäht die Reue: beide werden in die Unterwelt entführt.

K. v. Holtei, Don Juan. Dramatische Phantasie in 7 Akten, von einem deutschen Theaterdichter. Paris, P. Marteau, 1834.

Hauch, Johannes Carsten, Dramatische Werke, aus dem Dänischen. Leipzig 1836. Darin auch Don Juan.

Creizenach, Th., Dichtungen. Mannheim 1839. Darin auch ein Don Juan, welcher mit seiner Läuterung in den Urwäldern von Amerika endigt.

Puschkin, Alexander, „Kamjennyi gost" (Der steinerne Gast), dramatische Dichtung. In der Gesamtausgabe von Puschkins Werken, neue Auflage, Petersburg 1860, in 6 Bänden. Einzelausgabe, ebenfalls russisch, bei Isakon, Petersburg 1872. Deutsche Übertragungen von Fr. Bodenstedt, Berlin 1854; und von R. Lippert, Leipzig 1840.

Puschkin führt uns einen Don Juan vor, welcher den Komtur Don Alvar im Duelle tötet und darum aus Madrid verbannt wird. Heimlich zurückgekehrt, erwartet er auf dem Friedhofe die Nacht, um seine Geliebte, Laura, zu überraschen. Ein Mönch tritt auf, welcher die junge Witwe des Komturs, Donna Anna, empfängt; sie will das Grab des Verstorbenen besuchen und schmücken. Don Juan bemerkt die schöne Witwe, erfährt von dem Mönche, wer sie ist, und beschliesst, ihre Bekanntschaft zu machen.

Die zweite Scene spielt im Hause der Laura, welche ein Abendessen giebt. Alle Gäste entfernen sich allmählich, nur einer, Don Carlos, bleibt zurück. Als Don Juan erscheint, fällt Laura ihm liebend in die Arme. Carlos aber wird im rasch entbrannten Zweikampfe getötet.

Die dritte Scene findet auf dem Friedhofe statt. Don Juan, untreu an Laura und als Mönch verkleidet, empfängt die Donna Anna, sucht sie zu gewinnen, wird aber zunächst zurückgewiesen. Er gesteht, kein Mönch zu sein, giebt sich für einen Don Diego aus und weiss nunmehr Anna zu bereden, ihm ein Stelldichein in ihrer Wohnung zu gewähren. In dem Übermute über das Gelingen seines Abenteuers befiehlt er seinem Leporello, auch die Komturstatue, die also den von

Don Juan getöteten Gemahl Annas darstellt, auf morgen abend zu Anna einzuladen. Die Statue nickt bejahend; beide verlassen bestürzt den Friedhof.

Die vierte Scene ist in Annas Wohnung. Don Juan giebt seinen wahren Namen an, behält aber Annas Zuneigung. Als nun Juan einen Kuss begehrt, da erscheint der Geist des Komturs, in Gestalt seiner Statue. Anna stürzt entseelt zu Boden. Die Statue aber umfasst Juans Hand, kündigt ihm sein Ende an und versinkt mit ihm.

Wiese, S., Don Juan, Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig 1840.

Juan besteht eine Reihe von Liebesabenteuern, begeht einige Tötungen und wird bezeichnenderweise von seiner verlassenen ersten Geliebten an seinem Hochzeitstage vergiftet. Es muss auffallen, dass diese Art der Lösung der Don Juan-Frage, wobei das verlassene Weib selbst als Rächerin auftritt, in der früheren Litteratur keinen einzigen Vertreter aufzuweisen hat. Liegt doch diese Art der Lösung dem natürlichen Empfinden weit näher, als alle anderen. So wird man also nicht umhin können, dem Drama Wieses hierfür Anerkennung zu zollen, auch wenn man die Rachethat in ethischer Hinsicht nicht gutheissen will.

Braun v. Braunthal, Don Juan, Drama in fünf Abteilungen. Leipzig 1842.

In Gesellschaft des Helden befindet sich der höllische Verführer unter dem Namen Atheos. Er wird, wie in Wieses Werk, nach einer Reihe von Liebesabenteuern und Morden von einer rachsüchtigen Geliebten vergiftet.

R. Hörnigk, Don Juan, Tragödie in fünf Akten, Potsdam 1850, Emil Stecher.

Don Juan ist von Donna Clara betrogen und will sich das Leben nehmen. Schliesslich aber wirft er sich dem Mephistopheles, einer der handelnden Personen, in den Arm. Nach einem ausschweifenden abenteuerlichen Leben wird Juan melancholisch und menschenscheu. Der Menschheit und dem Teufel fluchend bereut er sein früheres Leben und stirbt mit dem Ausrufe: Verzeihe mir Gott!

J. Zorilla, Don Juan Tenorio. Ins Deutsche übertragen von G. H. de Wilde, 1850.

Zorillas Werk hat zwei Abteilungen, jede mit drei Akten. Der letzte Akt spielt auf dem Friedhofe, wo Don Juan von der Statue des Komturs empfangen wird. Zur Sühne aufgefordert, weigert sich Juan anfangs, an die Möglichkeit einer selbständigen Seele zu glauben. Nun aber hört er in einer Vision seine eigene Sterbeglocke läuten und sieht sein Grab graben, nachdem er gestern vor seinem eigenen Hause im Duell erschlagen worden ist. Dies bringt ihn zur Umkehr. Die

Sanduhr zeigt die letzte Stunde und Juan fleht um Gnade. Donna Ines, eine von Juan verlassene und lange schon verstorbene Geliebte, erhebt sich als Geist aus ihrem Grabe und verkündet dem Reuigen die Gewährung seines Flehens.

Zorilla hat den gleichen Stoff auch episch-lyrisch behandelt in „El desafio del diablo" (1845) und „Un testigo di bronze" (1845).

Im Jahre 1842 erschien Nikolaus Lenau's leider unvollendet gebliebene dramatische Dichtung „Don Juan". Über den Ursprung seines Werkes hat sich Lenau selbst folgendermassen ausgesprochen: „Mir hat beim ‚Faust' die grosse Dichtung Goethes nichts geschadet, es wird mir die Byrons beim ‚Don Juan' auch keinen Eintrag thun. Jeder Dichter ist wie jeder Mensch ein eigentümliches Ich. Mein Don Juan darf kein Weibern ewig nachjagender heissblütiger Mensch sein. Es ist die Sehnsucht in ihm, ein Weib zu finden, welches ihm das inkarnierte Weibtum ist und ihn alle Weiber der Erde, die er denn doch nicht als Individuum besitzen kann, in der einen geniessen macht. Weil er dieses, taumelnd von der einen zur anderen, nicht findet, so ergreift ihn der Ekel, und der ist der Teufel der ihn holt. Übrigens betrachte ich diese Arbeit bloss als Privatspass, als eine Herrenmarotte und denke gar nicht daran sie drucken zu lassen." So erschien die Arbeit unter den nachgelassenen Werken des Dichters.

Anknüpfend an jene Äusserung Lenaus und auch in Beurteilung des Gedichtes selbst bemerkt Max Koch in seiner schönen Ausgabe von Lenaus Werken: „Wie beim ‚Faust' handelte es sich auch beim ‚Don Juan' für Lenau ursprünglich darum, für individuelle Empfindungen und Erfahrungen, für eine ganze Seite seines Wesens dichterische Ausdrücke zu finden." Und ferner: „Lenaus Don Juan hat mehr als einige Tropfen von dem schweren melancholischen Blute seines Dichters in den Adern, genug, um seinen schliesslichen Untergang unvermeidlich zu machen. Wenn Auerbach erzählt, Lenau habe seinen Don Juan an der Erkenntnis zu Grunde gehen lassen wollen, dass er nur Sinneslust, aber niemals Liebe genossen habe, so ist damit nur ein Motiv herausgegriffen, das innerhalb der Dichtung (V. 517 bis 526) vielleicht noch zu etwas weiterer Ausführung bestimmt war, aber durchaus als Episode und nicht als „Finalwendung" gebraucht werden sollte. Um, wie Auerbach wollte, die Katastrophe zu begründen, dazu war die ganze Dichtung viel zu persönlich aus Lenaus eigenem Empfinden hervorgegangen. Er hatte das Bedürfnis, nach den religiös-politischen Dichtungen des „Savonarola" und der „Albigenser" sich frei poetisch in einem Stoffe gehen zu lassen, dem er sein persönliches Empfinden wieder, wie vor Jahren dem „Faust" leihen könnte."

Gegen die Ansicht Auerbachs lässt sich nach meinem Dafürhalten

einwenden, dass Don Juan zwar wirkliche Liebe gefunden, selbst aber keine gewähren konnte. Sowohl Donna Clara als Maria haben den Don Juan wirklich geliebt. Er aber kannte nur die Sinnenlust. So sagt Maria zu ihm:

„O lüge nicht, in deiner Liebe war
Nichts Ewiges, nichts Menschliches sogar!
Verzweiflungsvolle Scham brennt mir die Wangen,
Dass ich dich Tierischen einst konnt' umfangen!"

Über eine Anwandlung zu wirklicher Liebe ist Don Juan nicht hinausgekommen. Mehr noch als in den Versen 517—526, die Max Koch erwähnt, spricht sich die Anwandlung von wirklicher Liebe aus in dem sich anschliessenden Monologe V. 531—552.

Wie sich von einem Lyriker vom Range Lenaus nicht anders erwarten lässt, so ist auch über seine Don Juan-Dichtung eine Fülle lyrischer Schönheiten ausgegossen. Von Lenaus „Faust" hat ein englischer Kritiker gesagt,. er sei eine Art reuiger Don Juan. Und Lenaus „Don Juan" selbst ist ein reuiger Don Juan, mindestens ein überdrüssiger. Wie jedes Gefäss schliesslich erschöpft wird, so geht es auch dem Don Juan Lenaus. Anfänglich in der Haltung des Don Juan von Grabbe gezeichnet, fällt der Charakter schliesslich ab und wird der Sinnenlust abhold, ohne, der eigenen und nicht fremder Mangelhaftigkeit wegen, besseres zu sehen. Rasch geht nun der Held dem von ihm gewünschten Untergange entgegen. Er lässt sich, als die Verlassenen ihn bedrohen, sein Testament und die Liste der Verlassenen bringen. Sie und ihre Kinder erhalten reichliche Legate. Im Zweikampfe mit Don Pedro, dem Führer der Verlassenen, wirft Juan den Degen fort und wird von Pedro erstochen.

Widmann, A., Dramatische Werke, Leipzig 1858. Im zweiten Teile findet sich ein romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen, mit dem Titel „Don Juan von Maranna."

Tolstoj, Alexis, Don Juan, dramatisches Gedicht. Aus dem Russischen von C. v. Pawloff. Dresden 1863.

Das Werk von Tolstoj beginnt, im Anschlusse an Goethes „Faust", mit einem ähnlich gehaltenen Prologe im Himmel. Darauf folgt die Handlung. Don Juan hat schon viele Frauen geliebt, ohne sein Ideal zu finden. Nachdem er sich lange von einer zur anderen gewendet, findet er endlich Donna Anna und gewinnt deren Liebe. Aber sie ist bereits mit Octavio verlobt. Sie löst die Verbindung mit Octavio und soll nunmehr von Juan zum Altare geführt werden. Da werden dem Don Juan, obwohl er sein Ideal vor sich hat, die Liebesfesseln dennoch lästig und er trennt sich von der Geliebten. Dies führt zum Zweikampfe mit Annas Vater und mit Octavio. Diese fallen beide. Nun kehrt Don Juan zu seinem früheren ungebundenen Leben zurück

und ladet einst die Statue, die Annas Vater gesetzt worden ist, voll Übermut zur Abendmahlzeit ein. Sie erscheint, bald darauf auch Donna Anna selbst, die den Don Juan noch immer liebt und ihn darum vor weiteren Übelthaten warnt. Da aber ihre Bitten vergeblich sind, tötet sie sich. Diese That öffnet dem Don Juan den verschlossenen Sinn; er fühlt die Liebe in seinem Herzen entstehen und fällt der Reue anheim. So beschliesst er, den Rest seines Lebens Werken der Busse zu widmen; er wird Mönch. Ein Nachspiel führt uns in sein Kloster. Feierlicher Grabgesang tönt uns entgegen. Der fromme Bruder Don Juan ist in die Seligkeit eingegangen.

Hart, Julius, Don Juan Tenorio; eine Tragödie in vier Aufzügen, Rostock 1881, Meyer.

Harts Don Juan ist, ähnlich dem Helden in Hörnigk's Trauerspiel, ein verratener Liebhaber. Er stürzt sich, um zu vergessen, in einen Strudel von sinnlichen Freuden, ohne Befriedigung zu finden. Eine neue wahre Liebe winkt ihm in der Person von Donna Anna, der Tochter des Gouverneurs. Sie erwidert seine Neigung, obwohl sie bereits, dem Willen ihres Vaters folgend, dem Don Octavio verlobt ist. Don Juan tötet den Vater im Zweikampfe und schlägt vor, den Octavio mit Gift hinwegzuräumen. Es geschieht. Anna aber wird wahnsinnig und stirbt. Dies bringt Juan zur Umwandlung. Er sinkt auf die Knie und ruft den Himmel um Gnade an. Dieser tötet ihn durch einen Blitzstrahl.

Heyse, Paul, Don Juans Ende, Trauerspiel in fünf Akten. Berlin 1883.

Heyses Drama spielt in Italien, am Fusse des Vesuv, dessen glühender Schlund schon anderen als würdiges Grab für Don Juan erschienen war. Der Don Juan Heyses ist einer der reuigen Art. Das Motiv seiner Reue ist aber nicht das in der Don Juan-Litteratur übliche, so sehr natürlich es an und für sich erscheinen muss. Ein zufällig wiedergefundener edler Sohn, der von Verwandten erzogen worden war, zwingt in der Brust des alternden Helden heisse Reue hervor. Dazu gesellt sich das lebhaft wieder empordringende Gedenken an dessen nie ganz von ihm vergessene Mutter, eine von ihm vor Jahren verlassene und längst gestorbene Geliebte. Ohne zu kennen und ohne erkannt zu sein, hat der Sohn dem Vater bei einem Überfalle Beistand geleistet; später erst erfahren beide, wie nahe verwandt sie einander sind. Der Wunsch, den Wiedergefundenen fernerhin zu besitzen und in die Heimat zu führen, wird Don Juan nicht erfüllt. Im Gegenteile schlagen die Bestrebungen nach dieser Richtung hin zum Verderben der Geliebten seines Sohnes und seines Sohnes selbst aus; dies bedingt auch den Untergang des Vaters. Von seiner Reue zeugt folgende Stelle des letzten Aktes. Don Juan, dem Krater des Vesuv entgegengehend, wendet sich noch einmal um und spricht:

„Ich hab' am Kraterrande droben einen Ring verloren, den mir die Mutter dieses Knaben gab. Den will ich suchen gehen. Find' ich ihn erst im Abgrunde der Hölle, um so besser! So will ich dem Höllenfürsten sagen, dass er bisher ein Stümper war in seinem Folteramt. Ich kann ihn neue Künste lehren."

b) Romane und Beurteilungen.

Nicht gering ist auch die Anzahl der in diesem Jahrhundert verfassten Romane, welche sich mit dem Don Juan-Stoffe beschäftigen, grösser noch die Zahl der Beurteilungen. Es sind von beiden folgende namhaft zu machen:

Anonymus, Don Juan der Wüstling. Nach dem Spanischen des Tirso de Molina. 1805 erschienen bei Dienemann in Penig.

Benzel-Sternau, Graf von, Der steinerne Gast, 4 Bände, Gotha 1811.

Hoffmann, E. T. A., Phantasiestücke in Callots Manier. Erster Band, Bamberg 1813, enthält den Don Juan.

S. auch Hoffmanns Gesamtwerke.

Unter den zu dieser Gruppe gehörigen Werken zeichnet sich Hoffmanns Phantasiestück, welches sich auf eine Beurteilung des Libretto von Da Ponte und der Musik von Mozart bezieht, durch eine ganz eigenartige Auffassung aus. Dieser gemäss hat die Natur den Juan „wie ihrer Schosskinder liebstes, mit alle dem ausgestattet, was den Menschen, in näherer Verwandtschaft mit dem Göttlichen, über den gemeinen Tross, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn sie gelten sollen, sich erst ein Zähler stellen muss, aus der Werkstätte geschleudert werden, erhebt; was ihn bestimmt, zu besiegen, zu herrschen. Ein kräftiger, herrlicher Körper, eine Bildung, woraus der Funke hervorstrahlt, der, die Ahnungen des Höchsten entzündend, in die Brust fiel; ein tiefes Gemüt, ein schnell ergreifender Verstand."

Juan ist hiernach ein „Übermensch" im Sinne von Fr. Nietzsche. Aber das böse Element in seinem Charakter, der böse Feind, der dem Menschen beständig auflauert und ihm selbst im Streben nach dem Höchsten Fallstricke legt, besorgt dies auch bei unserem Helden. So entsteht ein Konflikt zwischen den göttlichen und den dämonischen Kräften. „Dieser Konflikt erzeugt den Begriff des irdischen, der erfochtene Sieg dagegen den Begriff des überirdischen Lebens." Seine hohe körperliche und geistige Organisation begeistern den Juan zu hohen Ansprüchen an das Leben; ein ewig brennendes Sehnen treibt ihn, dass er gierig und rastlos alle Erscheinungen der irdischen Welt aufgreift, um in ihrem Genusse Befriedigung zu finden. Da es hier auf Erden vielleicht nichts anderes giebt, was den Menschen in seiner innersten Natur so hinaufsteigert, als die Liebe, so ist es ganz natür-

lich, dass Don Juan vor allem in der Liebe die Sehnsucht zu stillen hofft, die seine Brust zerreisst. Schon auf Erden, und zwar in der Liebe zum Weibe, so flüstert ihm das böse Element ein, kann erfüllt werden, was als himmlische Verheissung in unserer Brust wohnt. Daher flieht er vom schönen Weibe rastlos zum schönen Weibe, bis zum Überdrusse, bis zur zerstörenden Trunkenheit ihre Reize mit der glühendsten Inbrunst geniessend; er glaubt immer in der Wahl sich betrogen, hofft immer, das Ideal endlicher Befriedigung über die Trümmer und Leichen der vorausgehenden hinweg zu finden, findet sich aber endlich getäuscht, wie der gelegte Fallstrick erwarten liess. Im Gegensatze zu seiner früheren Erwartung findet er jetzt das irdische Leben matt und flach, verachtet den Menschen und verachtet auch die Liebe. Er zerstört daher Liebe, wo er ihr bei anderen Menschen begegnet, vernichtet Liebeshoffnungen, indem er Bräute verführt und Unheil in alle fremden Liebesverhältnisse bringt. Jeder gegen Liebende und gegen die Liebe geführte Schlag erscheint ihm jetzt als herrlicher Triumph, Annas Verführung ist hierin die höchste Spitze, zu der er sich erhebt. „Denn sie war dazu vom Himmel bestimmt, den Juan in der Liebe, die ihn durch Satans Künste verdarb, die ihm inwohnende göttliche Natur erkennen zu lassen und ihn der Verzweiflung seines nichtigen Strebens zu entreissen.“ Aber zu spät, sie konnte ihn nicht mehr retten, sie konnte nur selbst in den Untergang gestürzt werden. —

Nach Hoffmanns Annahme zerfällt hiernach die Liebesthätigkeit Don Juans in zwei einander entgegengesetzte Perioden; während der ersten würde er aus Liebe, während der zweiten aus Hass verführen; etwa so, wie die goldschimmernde Fliege Nanna die Liebesunthaten vorausgegangener Geschlechter an den Lebenden rächt, die sich in sie verlieben. So kann sich Hoffmann die Raserei Don Juans besser erklären, als wenn er annimmt, dass beständig das gleiche Motiv ihn treibe. Aber es würde schwer fallen, auch in der Da Ponteschen Bearbeitung den Zeitpunkt anzugeben, in welcher die Don Juan-Larve zu einer männlichen Nanna sich verwandelt.

Hoffmann nennt wiederholt den Mozartschen „Don Juan“ die Oper der Opern, und jedermann wird sie, gleich ihm, als ein Wunderwerk der Tonkunst betrachten. Aber es scheint gewiss zu sein, dass Hoffmann durch die Höhe des Kunstwerkes verleitet worden ist, in der Person Don Juans mehr zu erblicken, als sie enthält. Am meisten Verwandtschaft mit Hoffmanns Don Juan hat der Don Juan von Lenau; doch unterscheidet sich der letztere, der ebenfalls in eine zweite Periode gelangt, von dem ersteren dadurch, dass jener zwar in Überdruss verfällt, doch nicht in Rachegefühle. Auch Lenaus Don Juan ist im übrigen ein „Übermensch“, durch hervorragende körper-

liche Eigenschaften nicht nur, sondern auch manche geistige Vorzüge ausgezeichnet. So sehr nun beide Don Juans von Liebe überzufliessen glauben, so ist vom biologischen Standpunkte aus zu bemerken, beiden fehle die Liebe. Sie kennen nur den Geschlechtstrieb und seine Wirkungen, nicht aber die Liebe. Das ist das Charakterzeichen des Don Juan überhaupt. Doch ist hierin keineswegs eine Vollkommenheit zu erblicken, sondern ein schwerer Defekt, wie sich aus dem folgenden ergeben wird.

Hier kann auch Byrons Epos „Don Juan“ noch einmal erwähnt werden.

Schaden, A. v., Der deutsche Don Juan. Berlin 1820.

Merimée, Prosper, Don Juan de Maranna oder die Seelen des Fegefeuers. Aus dem Französischen. In Scheibles „Kloster“, Bd. 3.

Hesekiel, Georg, Faust und Don Juan. Aus den weitesten Kreisen unserer Gesellschaft. 3 Bde. Altenburg 1846.

Malefille, F., Memoiren Don Juans. 11 Teile. Leipzig 1848—52.

Hürte, Norbert, Don Juan, fürs Volk erzählt, 2. Aufl. Reutlingen 1856.

Spiesser, Friedrich, Don Juan oder der steinerne Gast, fürs Volk erzählt; Kassel 1857.

Alvensleben, A. v., Don Juans erste und letzte Liebe. 4 Bände, 1861.

Königsmark, W. v., Ein neuer Don Juan. Berlin 1869.

Molère, J., Ein Don Juan auf dem Rückwege. Leipzig 1875.

C. Übersicht der Tondichtungen der Don Juan-Sage.

Zu der gewaltigen Ausbreitung, welche die Kenntnis der Don Juan-Sage im Volke, oder sagen wir lieber in den Völkern und in allen Schichten der Völker im Laufe der Zeit gewonnen, hat nichts in dem Masse beigetragen, als die Verbindung mit der Musik, die ihr zu teil geworden ist. Nie würde das Wort für sich allein, so mächtig es ist, so weit hinaus in alle Kreise gedrungen sein, nie auch vielleicht so tief eingedrungen sein. Dies hängt sehr einfach schon mit dem Umstande zusammen, dass die Musik eine Sprache redet, die vom ganzen Volke, von Hoch und Niedrig verstanden werden kann, und dass ihr Wort auch nicht an die Grenzen der Nationen gebunden ist, sondern siegreich alle nationalen Schranken zu überwinden vermag. Es kommt hinzu, dass diese musikalische Sprache in der Angelegenheit des Don Juan von einem so ausserordentlichen Meister gesprochen ist, dass an ein Übertroffenwerden nicht wohl gedacht werden kann; dass vielmehr die Macht der Kunst hier zu einer anderen Art Naturgewalt gewandelt erscheint. Wer daran zweifeln wollte, welche Bedeutung der Musik für die Ausbreitung der Don Juan-Sage zukommt, braucht nur zu sehen, an wen man überall im Volke zunächst denkt, wenn von der Don Juan-Sage die Rede ist. Das Volk denkt kaum an die im vorausgehenden Abschnitte erwähnten

zahlreichen Werke der Dichtkunst, sondern es denkt in erster Linie, sehr oft ausschliesslich, an Mozarts gleichnamige Oper.

Nicht bloss die grosse Ausbreitung der Don Juan-Sage und ein tieferes Eindringen in das Gemüt des Volkes ist der Musik zu verdanken. Dadurch, dass die Musik den Stoff ergriffen hat, wurde auch bewirkt, dass der Ausdruck des Don Juan-Charakters und der Frauen eine Vertiefung erfuhr. Der Stoff eignet sich zur musikalischen Behandlung, dem Wesen der Musik entsprechend, so sehr, wie kaum ein zweiter. Ganz anders, ja geradezu entgegengesetzt, liegen die Verhältnisse bei dem „Faust"; hier ist die Gedankendichtung vorzugsweise am Platze. Im „Don Juan" hingegen hatte die Musik Gelegenheit, ihre ganze Tiefe zum Ausdrucke zu bringen. Es ist kein Zufall, dass der Faust durch einen Dichter, der Don Juan hingegen durch einen Musiker die vollendetste Darstellung gefunden hat.

Man kann die Frage aufwerfen, ob die Musik für sich allein, ohne Beihilfe des Wortes, imstande sei, eine Don Juan-Dichtung zu schaffen. Bis zu einem gewissen Grade ist dies unbedingt zu bejahen. Aber es ist zu bedenken, dass schon der Titel allein eine ganze Masse von Gedankenmaterial mit sich bringt, welches bei der Anhörung der musikalischen Symphonie seine Wirkung äussert und dem Tongebilde zur Unterlage dient.

Nicht von Don Juan-Symphonieen ist aber hier zu reden der Platz. Vielmehr haben wir von der Thatsache Kenntnis zu nehmen, dass die Musik, in Begleitung des Wortes, sehr viel häufiger die Don Juan-Sage behandelt hat, als man anzunehmen geneigt ist.

Den Anfang in der musikalischen Behandlung des Don Juan-Stoffes machte, wie es scheint, der Franzose Le Tellier, im Jahre 1713, indem er eine Oper komponierte, welche den Titel hat: „Le Festin de pierre, opéra comique en trois actes et en vaudeville". Im Dictionnaire des théâtres de Paris, II. p. 540 u. f. soll weiteres über diese Oper mitgeteilt werden; doch ist es mir nicht gelungen, genaueres hierüber in Erfahrung zu bringen.

Chr. W. Ritter v. Gluck komponierte ein Ballet, welches den Titel führt „Don Juan oder das steinerne Gastmahl" (1761). Das französisch geschriebene Programm des Balletes hat sich auf einer Pariser Bibliothek vorgefunden. Marr hat die Balletmusik im Klavierauszuge herausgegeben. Aus mehreren Stellen der Musik von Gluck soll uns die Tiefe und schauerliche Bedeutung der Sage so ergreifend anwehen, dass man es lebhaft beklagen muss, das Werk in der Gegenwart nicht mehr aufgeführt zu sehen. Schon die Pietät gegen den grossen Tondichter müsste dazu bewegen, das Werk von Zeit zu Zeit zu Gehör zu bringen.

Das Programm des Balletes ist interessant genug, um es hier

kennen zu lernen, und auch zu dem Zwecke hier mitzuteilen, damit es mit dem als bekannt vorausgesetzten Programme von Mozarts Don Juan verglichen werden könne.

Programm des Ballets „Don Juan“ von Gluck*).

Erster Akt. Madrid. Promenade. Haus des Kommandeurs. Don Juan und sein Diener. Musikanten bringen der Nichte des Kommandeurs ein Ständchen. Sie lässt die Thüre öffnen und Don Juan schlüpft hinein. Man hört bald darauf Degengeklirr. Die Musikanten entfliehen. Zweikampf auf der Strasse und Tötung des Kommandeurs.

Zweiter Akt. Saal in Don Juans Hause. Fest, wobei Juan mit der verführten Nichte des getöteten Kommandeurs ein Pas de deux tanzt. Gastmahl. Die Statue des Getöteten tritt ein, nimmt Platz und ladet den Don Juan auf morgen zum Grabgewölbe ein. Der Ball nimmt seinen Fortgang. Don Juan begiebt sich allein, den Degen in der Hand, hinweg.

Dritter Akt. Grabgewölbe. Die Statue will den Frevler zur Reue bewegen, lässt ihn das Geheul der in der Unterwelt Schmachtenden vernehmen und stürzt ihn, da alle Mühe vergeblich, in den sich öffnenden Abgrund.

Vierter Akt. Die Hölle. Teufel zanken sich mit dem Don Juan herum. Dieser wird endlich gefesselt und in den tiefsten Abgrund geworfen.

Im Jahre 1761 soll das Ballet in Wien aufgeführt worden sein.

Aus dem Jahre 1777 stammt Vincenzo Righinis Oper „Il convitato di Pietra osia Il dissoluto, Dramma tragicomico“. Er lebte in Wien und war erst 17 Jahre alt, als er sein Werk schrieb. Wie A. Kahlert hervorhebt, sind die Hauptcharaktere in Righinis Stück alle auf musikalische Ausführung angelegt und das Ganze befriedigend disponiert. Auch in Prag, ausser in Wien, und anderwärts ist die Oper über die Bretter gegangen.

Nunmehr folgt in der chronologischen Reihe die Oper Mozarts.

Es muss als ein glücklicher Umstand bezeichnet werden, dass Mozart mit einem vortrefflichen Textdichter befreundet war. Dieser ist Lorenzo da Ponte, im J. 1749 zu Ceneda im Venezianischen von israelitischen Eltern geboren, später zum Katholizismus übergetreten, nach mannigfachen Schicksalen 1838 zu Newyork in Armut und Elend gestorben. Durch Salieris Vermittelung war er im Jahre 1795 zum Theaterdichter der italienischen Oper in Wien ernannt worden. Als Dichter der Operntexte „Baum der Diana“ und „Die heimliche Ehe“

*) Scheibles „Kloster“, Bd. 3, S. 685.

bereits vorteilhaft bekannt geworden, schrieb er 1786 nach Beaumarchais das Textbuch zu „La nozze de Figaro“ für Mozart und erwarb sich dadurch in hohem Maasse dessen Zufriedenheit. Der Prager Operndirektor Rondini war durch Mozarts ebengenannte Oper „Figaros Hochzeit“, welche in Prag ausserordentliche Begeisterung erregt hatte, vom finanziellen Ruin gerettet worden. Einst, als Mozart, in der Freude über seine Aufnahme in Prag, gelegentlich geäussert hatte, für ein Publikum, das ihn so verstehe und ehre wie die Prager, würde er eine neue Oper schreiben, nahm Rondini ihn beim Worte. Und es wurde vereinbart, dass Mozart gegen ein Honorar von hundert Dukaten für das Prager Nationaltheater eine neue Oper komponieren werde. Da wies Da Ponte, welcher, wie er selbst sagt, erkannt hatte, dass Mozarts Genie ein vielseitiges und erhabenes Gedicht verlange, auf den „Don Giovanni“ hin, als einen Stoff, an welchem seit Jahrhunderten die Nationen gearbeitet hatten. Mozart erkannte sofort den hohen Wert der Sage und einigte sich mit Da Ponte. Text und Musik waren schon nach sechs Monaten fertiggestellt und so eines der grössten Kunstwerke zu stande gebracht, welche das menschliche Genie erzeugt hat. Der Text ist ursprünglich in italienischer Sprache geschrieben. Die deutschen Übersetzungen sind sämtlich als mangelhaft bekannt. Einer durchgreifenden Verbesserung der deutschen Textbücher (denn es giebt verschiedene), steht der langjährige Gebrauch und die Gewöhnung der Sänger an einen bestimmten Text so hinderlich im Wege, dass bisher alle in dieser Beziehung gemachten Anstrengungen vergeblich geblieben und die Verwirrungen nur noch mehr gesteigert worden sind.

Unmittelban nach Mozart schrieb G. Gazzaniga eine Oper „Il convitato di pietra“, welche 1787 u. s. f. in Bergamo, Rom, Mailand und Paris mit Erfolg aufgeführt worden ist.

Andere Operndichter, welche den gleichen Stoff behandelten, sind:

Tritto, „Il convitato di pietra“.

Albertini, G., „Don Giovanni“, 1784.

Gardi, F., „Il convito di pietra“ und „Nuovo convitato di pietra“, 1787.

Fabrizi, V., „Don Giovanni Tenorio“, 1788.

Cimarosa, D., „Il convito di pietra“, 1790.

Raimondi, „Dissoluto punito“.

Carnicer, R., „Don Juan Tenorio“, 1820.

Dargomyzski, Kamjennyi gost; Text nach Puschkin.

Haydn, Joseph, Don Juan oder das steinerne Gastmahl, Ballet, am 2. Nov. 1804 zu Laibach zur ersten Aufführung gebracht. Programm vom Balletmeister Calbi. Auch dieses Werk sollte, gleich dem Ballet von Gluck, aus der Vergessenheit hervorgezogen werden.

St. Georges, „Die Liebschaften des Don Juan“, Ballet, Paris 1865.

D. Der Don Juan-Charakter.

Es giebt nicht bloss einen einzigen Don Juan in der Welt. Es wimmelt vielmehr in ihr von solchen. In einem jeden von uns steckt ein Don Juan bestimmten Grades. Gäbe es nur einen einzigen, so könnte zwar sein Charakter recht wohl der Gegenstand psychologischer Forschung sein, aber für die Dichtung und Tonkunst wäre er von keinerlei Bedeutung. Gerade die grosse Verbreitung, in welcher dieser Charakter auftritt, giebt ihm hingegen die ausserordentliche Wichtigkeit für die Kunst und, fügen wir gleich hinzu, auch für das Leben, die schon aus dem Vorausgehenden klar hervorgeht.

Welches ist nun aber das Wesen dieses Charakters? In der Sage und in der Mehrzahl der ihr folgenden Werke der Dichtkunst ist der Don Juan-Charakter der typische Vertreter jener Lebensrichtung, welche in der Befriedigung der sinnlichen Lust das höchste, selbst das einzige Lebensziel erkennt und rücksichtslos gegen andere wie gegen sich selbst nach diesem Grundsatze handelt. Die Lebensregel „Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang“, ist in diesem Charakter zur höchsten und einseitigsten Vollendung gelangt. Die Sage schildert uns die Lebensführung eines solchen Individuums und verdammt zugleich Lebensführung und Charakter, ohne weitere Begründung, aus dem Volksgefühle heraus. Die Dichtung folgt ihr auf diesem Wege zum Teile, zum anderen Teile geht sie ihren eigenen Weg. Auch der Charakter selbst erfährt in den meisten Werken der Dichtkunst eine Reihe von Modifikationen verschiedener Art.

Der Don Juan-Charakter steht im Gegensatze zum Charakter des Faust. So locker jener ist, so ernst ist dieser. Nicht nach Sinnenlust, sondern nach Erkenntnis geht das innerste Streben des Faust. In das Unermessliche dehnt sich dieses Streben aus; keine geringere Grenze setzt es sich, als das unbegrenzte göttliche Wissen. Der Masslosigkeit der Sinnenlust im Don Juan steht die Masslosigkeit der Wissenslust des Faust gegenüber. Selbst wenn die Hölle sein Wissen bereichern kann, wird Faust es nicht verschmähen, Aufklärung von ihr anzunehmen, um sowohl die Hölle, als auch ihren Gegensatz kennen zu lernen. Wie die Dichtung die Don Juan-Sage in verschiedener Weise ausgebildet hat, so ist es auch mit der Faust-Sage geschehen. Der trefflichste Faust der Dichtung ist jener starke und gute Charakter, welcher, der Macht der Hölle übergeben, von dieser zwar beirrt, aber nicht überwunden werden kann; mühsam gegen die Hölle ankämpfend gelangt er endlich zum Siege und zur Rettung. Er wird von der Hölle durch die Fluten der Sinnlichkeit geschleift; aber er versinkt

nicht in ihnen. Es ist etwas in ihm, was dem Don Juan fehlt; eine Kraft beschützt ihn, die Don Juan sogar verhöhnt. So ereilt diesen das Verhängnis, dem jener entrinnt. Wie in jedem von uns ein Stück Don Juan steckt, so steckt auch in jedem von uns ein Stück des Faust. Beide zusammen machen den ganzen Menschen aus. So hat auch der Faust, als menschliches Wesen, ein Stück Don Juan-Charakter in sich. Im ersten Augenblicke mag es uns daher befremdlich berühren, in einem und demselben Drama einen Don Juan und einen Faust zugleich handelnd wahrzunehmen, wie es uns in der Dichtung von Grabbe geboten wird. Aber es ist zu bedenken, dass dem Don Juan dieser Dichtung, wie dem Don Juan der Sage, jener Teil des Menschengeistes fehlt, welchen Faust besitzt. So können beide sehr wohl gleichzeitig aufeinander wirkende Personen sein. In welcher besonderen Weise hingegen Faust bei Grabbe Darstellung gefunden hat, ist bereits oben (S. 15) hervorgehoben.

Die Dichtkunst steht dem Don Juan-Charakter und seiner Leidenschaft im allgemeinen hold gegenüber. Sie malt den Zauber der Sinnlichkeit mit den glühendsten Farben. Sie jubelt auf mit dem Geniessenden. Das ist ihr gutes Recht. Es wäre so falsch als möglich, von der Dichtkunst verlangen zu wollen, sie solle das blühende Leben nicht als solches, sondern als ein totes, vertrocknetes Pergament auffassen; denn das blühende Leben ist kein trocknes Pergament. Dies muss die Dichtkunst betonen, im Gegensatze zu jenen, welche der Sinnlichkeit ihr Recht und ihre Bedeutung absprechen wollen. In pergamentenen Zeitaltern insbesondere muss die Dichtkunst es sich angelegen sein lassen, das Lob der Sinnlichkeit zu verkünden, sie zurückzuerobern, wo sie vom Feinde in Besitz genommen und zum Untergange verurteilt worden war. Schon oft hat die Dichtkunst diese Aufgabe zu erfüllen gehabt und hat sie befriedigend erfüllt. Aber es liegt andererseits die Gefahr nahe, dass sie in der Erfüllung dieser Aufgabe zu weit geht, so wie das Pendel nach der anderen Seite um so stärker ausschlägt, je weiter es nach der einen gezogen wurde. Im Rausche der Begeisterung kann die Dichtkunst das Bewusstsein des rechten Masses verlieren und gegen ihren Willen in entgegengesetzter Richtung schädlich wirken, wie die Vertrocknung, der Stillstand oder die Heuchelei. Aber wo wäre dieses Mass? Wer vermag es zu bezeichnen? Ist es der Willkür der einzelnen anheimgegeben? Fast möchte es so scheinen, wenn wir die einzelnen Werke der Dichtkunst in Betrachtung ziehen. Ja, wir erhalten nicht selten den Eindruck, es sei eine sicher zu ziehende Grenze überhaupt nicht vorhanden.

In der That, die Dichtkunst lässt uns hierüber im ungewissen. Sie kann von sich aus auch keine Sicherheit über diesen wichtigen

Punkt geben. Glücklicherweise giebt es eine Wissenschaft, welche dies zu leisten vermag. Wir werden erfahren, dass die Biologie dies leistet. Sie weiss gleich der Dichtkunst die Sinnlichkeit zu loben, aber sie weiss auch mit Sicherheit die Schranke zu bestimmen. Sie weiss die auf diesem Gebiete waltende Ungewissheit befriedigend zu erhellen; ja, es ist zu befürchten, das von ihr zu gebende Licht wirke zugleich erschreckend. Mit Ziffern und Linien richtet sie ihr Gebäude auf. Sie weiss das Wertvolle im Don Juan-Charakter zu schätzen, aber sie verdammt ihn auch als mangelhaft; als einen Atavismus gegen die vormenschliche Zeit hin muss sie schliesslich diesen Charakter bezeichnen.

Bevor wir uns zur genaueren Untersuchung dieser Verhältnisse zu wenden haben, ist es am Platze, den Don Juan-Charakter in den Hauptwerken der Dichtkunst ausführlicher kennen zu lernen.

Lenau.

Don Juan giebt über sein Wollen dem tadelnden Bruder Diego folgenden Aufschluss:

„Den Zauberkreis, den unermesslich weiten,
Von vielfach reizend schönen Weiblichkeiten
Möcht' ich durchzieh'n im Sturme des Genusses,
Am Mund der letzten sterben eines Kusses.
O Freund, durch alle Räume möcht' ich fliegen,
Wo eine Schönheit blüht, hinknien vor jede
Und, wär's auch nur für Augenblicke, siegen."

Und bald darauf:

„Zusammenwerfen möcht' ich Raum und Zeit,
Die Leidenschaft ist wild und überschwenglich;
Weil sie der Durst verzehrt nach Ewigkeit,
Drum seht ihr sie so flüchtig und vergänglich."

Und endlich:

„Es fühlt der Geist, der alles will umfassen,
Im einzeln' sich verkerkert und verlassen; —
Er ist es, der mich ewig dürsten heisst
Und mich von Weib zu Weib verderblich reisst,
Die schönste Frau entzückt mich ohne Dauer,
Der Reize tiefster, bald erschöpfter Bronnen
Verweist den Durst hinweg nach neuen Wonnen,
Besitz erzeugt mir Leere, öde Trauer."

Dem Vorhalte von Diego, dass es nicht möglich sei, auch nur ein edles Weib zu ergründen, antwortet Don Juan:

„Du musst an meine Weise dich gewöhnen.
Ich fliehe Überdruss und Lustermattung,
Erhalte frisch im Dienste mich des Schönen,
Die einz'le kränkend, schwärm ich für die Gattung.

Der Odem einer Frau, heut Frühlingsduft,
Drückt morgen mich vielleicht wie Kerkerluft.
Wenn wechselnd ich mit meiner Liebe wandre
Im weiten Kreis der schönen Frauen,
Ist meine Lieb' an jeder eine andre;
Nicht aus Ruinen will ich Tempel bauen.
Ja, Leidenschaft ist immer nur die neue;
Sie lässt sich nicht von der zu jener bringen,
Sie kann nur sterben hier, dort neu entspringen,
Und kennt sie sich, so weiss sie nichts von Reue.
Wie jede Schönheit einzig in der Welt,
So ist es auch die Lieb', der sie gefällt.
Hinaus und immer fort nach neuen Siegen,
Solang der Jugend Feuerpulse fliegen!"

Aus den vorangehenden Zeilen ergiebt sich leicht, was Lenaus Don Juan über seinen eigenen Charakter zu sagen weiss. Es ist nicht allzuvieles, so dichterisch verklärt die Gedanken auch erscheinen. Don Juan sucht im Weibe nichts anderes als sinnliches Vergnügen und wendet sich von einer zur anderen, teils der Neuheit wegen, teils des Sieges wegen. Die Lust der Eroberung hebt er in jenen wenigen Zeilen sogar zweimal hervor. Die Freude des Überwindens und der eigenen Unwiderstehlichkeit würzt den sinnlichen Genuss bedeutend und spielt bei diesem, wie bei den meisten folgenden Don Juanen eine grosse Rolle. An seiner Berechtigung zweifelt Don Juan keinen Augenblick; findet er doch eine Bestätigung derselben in seiner Sehnsucht nach Ewigkeit des Genusses. Wie sehr also würde er erstaunen, wenn er erfahren würde, dass die Biologie, gleich seinem Bruder Diego, ihm ohne alle Frage nur ein einziges Weib auf den Lebensweg gestatten kann. Er wird sich stolzen Sinnes aufs äusserste sträuben, diese Erlaubnis anzuerkennen und von Phrasen überfliessen, welche sein Recht und der Biologie Unrecht darthun sollen. Aber es wird ihm alles nichts helfen, so sehr man ihn bedauern mag.

Ganz im Sinne der Biologie spricht auch die verlassene Maria, welche die Liebe kennt, während Don Juan nur dem Geschlechtstriebe lebt (V. 587—596)

„Du armer Mann, trag deine Blösse fort!
Als einen Bettler sieht mein Herz dich scheiden,
Das reicher ist in allen seinen Leiden,
Als du mit deinem schlechten falschen Wort.
Dein Lieben hätte ewigen Gehalt,
Und kann verkümmern doch so schnöd, so bald?
O lüge nicht, in deiner Liebe war
Nichts Ewiges, nichts Menschliches sogar!
Verzweiflungsvolle Scham brennt mir die Wangen,
Dass ich dich Tierischen einst konnt' umfangen!"

Wiederholt giebt Don Juan an, dass er ein Reuegefühl nicht kenne, so auch in folgenden Worten (V. 107—110):

„Die Gläser und die Herzen, alle Zechen
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
Mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt,
Denn er verweht mich selbst und mir die Welt."

Nichtsdestoweniger ist das Ende Don Juans keineswegs von Glück und Sieg umstrahlt; vielmehr ist es dem Lebensüberdrusse und der Verzweiflung verfallen (s. oben S. 19).

Grabbe.

Gleich dem Don Juan von Lenau ist auch der Don Juan von Grabbe von dem süssen Wahne befangen, er brauche in den vollen Topf nur hineinzugreifen, um sich diejenigen Weiber zu seinem Genusse in beliebiger Anzahl auszuwählen, die ihm gefallen. Desgleichen ist in seinem Charakter die Freude an der Eroberung stark ausgesprochen. Die schrankenlose Wahl und Eroberung behauptet Don Juan als sein unverkürzbares Recht. Von dem Don Juan Lenaus unterscheidet sich Grabbes Charakterbild wesentlich durch den Mangel jeder Reuespur und jeden Überdrusses.

Von welchem Feuer Don Juan beseelt ist, ergiebt sich beispielsweise aus seinen Liebesworten an Donna Anna:

„— Ha, wie ein Goldadler reisst
Der Blitz sich los vom Gipfel des Nachthimmels;
Der Eichwald stürzt vor ihm zu Staub und flammt
Dabei empor in seliger Vernichtung —
So sink' ich hin zu deinen Füssen, Weib,
Und jauchze dennoch laut, dass ich dich liebe!"

Als Anna ihn zürnend fortwinkt und sich entfernt, spricht Don Juan für sich:

„Pah!
Vergebens winkst du mich von dannen! Ich
Erreiche dich, und wenn ich über Leichen,
Durch deines Vaters Blutstrom schreiten müsste!"

Die Freude an der Eroberung zeigen folgende Zeilen:

„Der Vater selbst bläst meine Leidenschaft
Zu Gluten an — wie göttlich, über solch
Ein Weib zu triumphieren! — Welten können
Verwaist und ohne Seelen rollen durch
Den leeren Raum — doch, wo ein fühlend Herz schlägt,
Da regen Welten, Sterne, Sonn' und Mond,
Des Morgens Rot, des Abends falber Glanz,
Mit allem Schmerz und aller Freude, eng
Verschlungen sich im allerengsten Kreis —
Gewalt'ger Herz- als Welteroberer!"

Auf den Tadel von Leporello, dass Don Juan die Dienerin neben der Herrin liebe, antwortet der letztere:

„Mensch, hältst du mich für einen albernen
Pedanten, eingewurzelt in Systeme?
Wo ich die Schönheit finde, schätz' ich solche,
Und sei sie, welcher Art sie wolle,
Die Dienerin liebt anders als die Herrin,
Und nur Abwechslung giebt dem Leben Reiz
Und lässt uns seine Unerträglichkeit
Vergessen!"

Wie Don Juan vom Heiraten denken wird, lässt sich zwar unschwer von vornherein ermessen, aber es ist doch interessant zu sehen, in welchem Grade er vor der Heirat zurückschreckt. Er spricht im Sinne nur allzuvieler zu Leporello:

„— Totschlag von Räubern
Ist Kleinigkeit, doch Heirat! Heirat! Ha,
Das ist der Winter, der wohl mit der Kraft
Des Eises die bewegte Well' des Bachs
Anfesselt, doch sie auch erstarren macht —
Das ist der frevelhafte, künstliche
Versuch, die frei'ste göttliche Empfindung,
(So zart, dass bei dem leisesten Berühren
— Erfuhr ich's selbst nicht schon? — sie in das Nichts
Verfliegt, wie Pulver vor dem Feuer), aus
Der Waldesfrei' in die Familienstub'
Zu locken, — das heisst, Nachtigallen zu
Hausvögeln machen, — eine Glut, die nie
Gewohnheit werden kann noch darf,
Bei der man, auch wenn sie nur Augenblicks
Gleich einem Blitzstrahl uns durchbebt, vor
Vernichtung zittert, zum Gewöhnlichen,
Gemeinen, zu erniedrigen. Ein Frosthauch
Weht tötend hier um uns — allein er ist
'Ne Flamme gegen den Gedanken an
Verheiratung — ha! das Mädchen, das
Ich lieb, umarme, das ich hasse oder
Das Geld hat, heirat' ich!"

Noch nie vielleicht ist mit weniger Worten so sehr gegen die Heirat getobt worden, als hier von Don Juan, leider nach dem Herzen so vieler, die dadurch auf das Deutlichste den oben von uns gemachten Ausspruch bestätigen, dass in jedem von uns ein mehr oder minder grosses Stück Don Juan stecke. Muss man einer so starken Herausforderung nicht sogleich begegnen? Worte von solcher Gewalt lähmen fast den bebenden Hörer, legen sich wie Stahlreifen um den freien Geist und scheinen ihn bewältigen zu müssen. Aber mit nichten ist

dies berechtigt. Die Biologie zeigt uns mit Leichtigkeit, dass jene Kraftworte nichts anderes sind, als leichtsinniger Phrasenschwall und dumpfes Gepolter des Unsinns. Welch' unnatürliche Verzerrung überall! Wenn zwei sich wirklich lieben, haben sie gar keinen anderen, keinen höheren Wunsch, als nach dauernder Vereinigung. Ein besseres Beispiel gegen die Meinung Don Juans als das der Nachtigall braucht gar nicht beigebracht zu werden. Denn die Nachtigall, die wir vom biologischen Standpunkte aus beurteilen müssen, will und erhält für ihren bezaubernden Gesang von der Natur nichts anderes, als die Verbindung zu einem ehelichen Pärchen. Wir werden in der Folge noch ganz andere Dinge zu hören bekommen, teurer Don Juan, als die richtige Erklärung dieses Beispieles. Daher mag es für jetzt mit diesem Urteile über deine Meinung sein Bewenden haben.

Die Heftigkeit seiner Verurteilung der Heirat entspricht bei Don Juan natürlich der Stärke seines Pochens auf die Berechtigung der eigenen Lebensführung. Hierüber belehrt eingehend seine Antwort an den Gouverneur:

„Mein Vergehen? Was versteht
Ihr unter dem? Denn was ich einst gethan,
Das wisst Ihr nicht, und was ich heute that,
War alles sehr natürlich; das Natürliche,
Mein guter Alter, ist wohl auch das Rechte.
Ich liebte Anna, ist sie denn nicht hübsch?
Octavio wollte sie durch Heirat mir
Entreissen — war's nicht klug, dass ich dem wehrte?
Ihr fordertet mich zum Duell — ich musste
Mich wehren, sei's auch, dass ich Euch erschlug.
Zwar glaubt Ihr, dass das Recht auf Eurer Seite
Gewesen — doch ich glaub', es war auf meiner.
Das Recht ist hundertfach und jeder übt
Sein eigenes. Mich leitete, was Euch,
Was mich, was jeden Erdbewohner führt,
Nur nennt man es verschieden. — Warum betet
Der Priester? Warum quält sich der Geschäftsmann?
Weswegen schlägt der König seine Schlachten,
Den Blitz und Donner an Zertrümmerung
Und Tosen überbietend? Weil sie endlich
Vergnügt sein wollen. Stets ruf' ich den Wahlspruch:
„König und Ruhm, und Vaterland und Liebe“,
Doch darum nur, weil's mir Vergnügen macht,
Dem Inhalt dieser Worte mich zu opfern!“

Diese Worte bringen zugleich die Genealogie der Moral von Friedrich Nietzsche in Erinnerung. Und merkwürdigerweise erfahren wir auch noch etwas von einem Übermenschen und Untermenschen:

„Ein Übermensch, sei's Teufel oder Engel —
Ist Weiberlieb' so fremd, als wie nur irgend
Ein untermenschlich Ding, ob Pavian,
Ob Frosch, ob Aff' es sein mag — und, mein Freund,
Ich bin's, der in der Donna Anna Herzen lebt!"

So antwortet Don Juan dem Faust, der es in seiner Übermenschlichkeit nicht vermochte, Anna zu gewinnen, und von dieser dem Don Juan nachgesetzt wird. Es ist schon oben hervorgehoben worden, der Don Juan-Charakter gehöre keinem ganzen, sondern einem mangelhaften Menschen, einem Untermenschen an. Dass Annas Liebe gleichwohl den letzteren vorzieht, und nicht den vollen Menschen oder gar den Übermenschen, wäre bezeichnend für das Weib, das ebenfalls dadurch dem untermenschlichen Typus sich zugesellen und um die sicheren Folgen sich leichtfertig nicht kümmern würde. Für das Weib spricht aber der Umstand, dass es seine eigene Liebe als eine dauernde fühlt und dasselbe Gefühl auch bei dem Manne voraussetzt.

Dass Grabbes Don Juan zur nichtbereuenden Art gehöre, ist bereits erwähnt worden. Auf die Mahnung der Bildsäule des Gouverneurs zur Reue und Besserung erwidert Juan:

„— Danke für
Den Gruss! — Doch nichts hab' ich gethan, weshalb
Ich Reue spürte! Alles, was ich that,
Gefällt mir! Nicht bedarf ich Besserung,
Denn mit mir selbst bin ich gar sehr zufrieden!"

Und bald darauf:

„— Was
Ich bin, das bleib' ich. Bin ich Don Juan,
So bin ich nichts, werd' ich ein anderer!
Weit eher Don Juan im Abgrundsschwefel,
Als Heiliger im Paradieseslichte!
Mit Donnerstimme hast du mich gefragt,
Mit Donnerstimme geb' ich Dir die Antwort: Nein!"

Byron.

Der erste Gesang von Byrons Epos schildert uns die Kindheit Don Juans, seine Eltern, seine Umgebung, seine Erziehung und zugleich die erste Liebe des Jünglings zur jugendlichen Freundin seiner Mutter: jene ist an einen ungeliebten Alten verheiratet. Die Entdeckung führt zur Entfernung Don Juans. Er geht auf Reisen und wird dadurch zur Erfüllung seines weiteren Schicksales geführt. Von der Kindheit Don Juans, die Byron als Mitlebender erzählt, ist folgende Stelle besonders bemerkenswert:

„Dies nebenbei, doch mehr noch war es schnöde,
Dass mir der kleine Juan nach dem Kopfe
Den Spülicht schleudert aus der Mägde Töpfe."

„Ein kleiner Thunichtgut mit krausen Haaren,
Ein Unheilstifter schon in seiner Wiege,
Da einig stets um ihn die Eltern waren,
Und lagen sie auch immer sonst im Kriege.
Statt Zankens konnten besser sie verfahren,
Wenn sie zur Schule schickten diese Fliege,
Ja hätten sie ihn selbst daheim geprügelt,
Dann war er für die Zukunft doch gezügelt.“

Nicht zum vollendeten Wüstling übrigens hat er sich in der Folge ausgebildet, wie die beiden vorausgehenden Don Juans von Grabbe und Lenau, die ihm beide der Zeit der Veröffentlichung nachfolgen. Er weiss Frauengunst zu schätzen und seinem Empfinden gemäss zu nützen, ist aber nicht aggressiver Art. Frauengunst wird ihm vielmehr entgegengetragen; denn er ist jung, körperlich und geistig wohlgebildet, liebenswürdig, tapfer, klug, unabhängig. Er widersteht sogar mancher dringenden Versuchung und zeigt sich wahrer Liebe fähig. Freilich ist auch für ihn, wie für die übrigen, das Geschlechtsverhältnis ganz der Liebe wegen da, nicht aber umgekehrt; die Liebe ist ihm nichts anderes als ein Genussmittel.

Von dem Unterschiede zwischen Frauen- und Männerliebe sprechen folgende tief empfundenen und schönen Zeilen des Weibes:

„Beim Mann ist Lieb' und Leben zweierlei;
Doch von der Lieb' ist ganz das Weib berauscht!
Dem Mann steht Kirche, Hof und Handel frei,
Mit Schwert, Erwerb und aller Grösse tauscht
Er Ruhm sich ein, und stillt den Stolz dabei:
Klein ist die Schaar, die nicht nach Ruhme lauscht.
Dies alles haben Männer, — wir allein —
Wir lieben stets, um elend stets zu sein.“

Über die Ehe handelt die in ihrem Wesen ganz dem Sinne des Don Juan von Grabbe entsprechende Stanze:

„Es ist ein melancholisch-grauses Zeichen
Von Menschenschwäche, Thorheit, Sünd' und Schande,
Dass selten Lieb' und Eh' die Hand sich reichen,
Sind beid' auch gleich aus einem Heimatlande.
Muss Lieb' und Ehe Wein und Essig gleichen?
Ein nüchtern saurer Trank, von dem am Rande
Sich's wohl versteht, dass Zeit den süssern Most
Des Himmels macht zu grober Hausmannskost!“

Liebe und Ehe müssen notwendig Wein und Essig gleichen? Wir Biologen sind, gleich den Dichtern, aber aus anderen Gründen gezwungen, die Liebe als ein sehr hohes Gut zu betrachten. Nur machen wir nicht den unerfüllbaren und masslosen Anspruch, die Süssigkeit des Liebesrausches ungemindert und unverändert die ganze

Lebenszeit hindurch kosten zu wollen. Das Liebesdrama hat nicht einen, sondern fünf Akte. Nehmen wir an, der letzte Akt bezeichne unseren Tod. Was würde ein Dramatiker sagen, dem wir auferlegen wollten, alle fünf Akte seines Drama müssten einander gleich sein an Inhalt und zwar dem ersten Akte gleich? Was den Essig betrifft, so ist zu bedenken, dass, wenn wirklicher Wein zu Essig sich umwandelt, dies nur durch ein Versäumnis von unserer Seite geschieht. Die Ehe hat jedoch nicht die Aufgabe, uns in dauerndem Liebesrausche zu erhalten; in ihr läuft vielmehr das Liebesdrama seinem naturgemässen Ende entgegen. Die Gefühle der Zuneigung, des Mitleides, der Dankbarkeit können und sollen dabei dauernd erhalten bleiben. Die Liebe ist, wie sich ergiebt, des Geschlechtslebens wegen da, nicht aber das Geschlechtsleben der Liebe wegen. Auf einer ganz anderen Stufe als die Liebe steht endlich der Geschlechtstrieb. Dessen rücksichtslose Befriedigung bestimmt den eigentlichen Don Juan-Charakter. Hat man sich über die Verhältnisse des Geschlechtslebens genügend orientiert — eine Aufgabe, die man nicht ernst genug nehmen kann —, so bleibt für den Gewinn einer richtigen Lebensführung noch ein anderes unerlässlich: die Kenntnis des Verhältnisses der Geschlechtsaufgaben zu den übrigen Lebensaufgaben. Denn von sämtlichen Gruppen der Lebensaufgaben bilden die geschlechtlichen nur einen kleinen Teil einer einzigen Gruppe.

Unzähligemal während des Lesens von Byrons Don Juan hatte ich den sehnsüchtigen Wunsch, einige Worte mit dem Dichter sprechen zu können. Man fühlt ihn als Lebenden neben sich und erschrickt bei dem Gedanken an seinen Tod.

Byron ist kein Freund des Wankelmutes und der Untreue; er bekennt dies in folgenden Versen:

„Ich hasse Wankelmut, mir ekelt, graut,
Ich schaudre stets und ich verfluche jeden,
Dess Busen so quecksilberhaft gebaut,
Der immer mit der Treue liegt in Fehden!"

Aber aus einer grossen Anzahl anderer Bekenntnisse geht hervor, dass er dennoch weit entfernt ist von einer ausreichenden Beherrschung des Gegenstandes. So wird er auch nicht imstande sein, andere vor Irrtümern zu behüten.

Zwar der Lust redet er nicht das Wort. Dies zeigt deutlich folgende Stelle:

„Des Orientes Wandinschriften alle,
Die ganz gebräuchlich sind in diesem Reich,
Sind gleichsam Mahner, die im kritischen Falle,
Den Schädeln bei dem Mahl in Memphis gleich,

Der Schrift gemahnen in Belsazars Halle,
Die ihn entthronte. Lust macht öfters bleich;
Wie streng auch Weise durch Sentenzen rügen,
Der strengste Moralist bleibt das Vergnügen!"

Und schon vorher verkündet folgendes Versepaar:

„Sirene ‚Lust' lockt mit Gesangesweisen
Den jungen Gast, um lebend ihn zu fressen."

Ebendahin gehört folgende Stelle:

„Was Liebe fehlte, büsst ihr Leben lange;
Wer so irrt, dem hängt schwere Büssung an.
Man glaube nicht, die Strafe werde schwächer,
Früh oder spät wird Liebe selbst ihr Rächer. —"

Molière.

Über seinen Herrn, Juan, spricht sich Sganarelle, dessen Bedienter, zu Guzman, Elviras Stallmeister, folgendermassen aus:

„Mir ist das nicht unbegreiflich, und wenn du den durchtriebenen Menschen so genau kennen würdest, wie ich, so setzte dich nichts bei ihm in Erstaunen. Ich sage nicht, dass er seine Gefühle für Donna Elvira änderte, ich habe darüber noch keine Gewissheit. Du weisst, dass ich auf seinen Befehl vor ihm abreiste, und seit seiner Ankunft hat er noch kein Wort mit mir gesprochen. Ich will dir aber zur Vorsicht inter nos mitteilen, dass dieser Don Juan, mein Herr, der grösste Bösewicht ist, den je die Erde getragen hat. Er ist ein Rasender, ein Hund, ein Teufel, ein Türke, ein Ketzer, der weder an den Himmel, noch an einen Heiligen, weder an Gott, noch an den Werwolf glaubt, der ein Leben führt wie ein wildes Tier, wie ein Schwein des Epikur, wie ein wahrer Sardanapal, der taube Ohren für alle christlichen Ermahnungen hat, und alles, was wir glauben, für Hirngespinnste hält. Du sagst, er habe deine Gebieterin geheiratet; glaube mir, dass er noch mehr gethan haben würde, um seine Leidenschaft zu befriedigen, er hätte dich, ihren Hund und ihre Katze auch noch mit geheiratet. Er ist mit der Heirat sehr schnell bei der Hand; sie dient ihm als Falle, um die Schönen zu fangen; er ist ein Allerweltsheirater. Frau, Fräulein, Bürgermädchen, Bäuerin, er findet nichts zu heiss noch zu kalt für sich, und wenn ich dir die Namen von allen nennen wollte, die er hier und dort geheiratet hat, so würde ich vor Abend nicht damit fertig. Du bist überrascht und wechselst die Farbe bei meiner Rede? Dies ist nur eine Skizze, denn wenn ich das Porträt vollenden wollte, bedürfte es ganz anderer Pinselstriche."

In einem Zwiegespräche mit seinem Diener bestätigt Don Juan

die Angaben, die Sganarelle kurz zuvor über ihn gemacht hat, und entwirft von sich selbst folgendes Charakterbild:

„Was! Du willst also, dass man sich bei der ersten besten Schönen, die uns fängt, gleich binde, und dass man für andere keine Augen mehr haben soll? Eine schöne Geschichte, sich auf den falschen Ehrgeiz, treu zu sein, setzen zu wollen, sich für immer in eine einzige Leidenschaft zu vergraben, und schon von Jugend an für alle anderen Reize, die uns in die Augen stechen könnten, tot zu sein! Nein, nein, die Beständigkeit ist nur für Thoren; alle Schönen haben das Recht, uns zu bezaubern, und der Vorzug, uns zuerst begegnet zu sein, darf nicht den andern die gerechten Ansprüche rauben, die sie an unsere Herzen haben. Was mich betrifft, so entzückt mich die Schönheit überall, wo ich sie finde, und lasse ich mich gern von ihrer süssen Gewalt einnehmen. Mag ich dann auch gebunden sein, die Liebe zu einer Schönen lässt meine Seele keine Ungerechtigkeit gegen die andern begehen; ich behalte Augen, die Vorzüge von allen zu sehen, und die Huldigungen, die ich einer jeden darbringe, sind Tribut der Schönheit. Wie dem nun auch sei, ich kann mein Herz nicht gegen den Liebreiz verschliessen, und so oft ein hübsches Gesichtchen es haben will, muss ich es geben; und wenn ich zehntausend Herzen hätte, ich gebe sie alle hin. So eine aufkeimende Neigung hat einen unaussprechlichen Reiz, und in der Veränderung liegt das grösste Vergnügen der Liebe. Es ist so süss, durch tausend Huldigungen das Herz einer jungen Schönen zu gewinnen, tagtäglich die Fortschritte zu sehen, die man darin gemacht, durch Leidenschaft, Thränen und Seufzer die unschuldige Scheu einer Seele zu bekämpfen, der es schwer fällt sich zu ergeben, Schritt für Schritt den Widerstand, den sie uns entgegensetzt, zu besiegen, alle Skrupel zu bewältigen, aus denen sie sich eine Ehre macht, und sie sacht dahin zu führen, wohin wir sie haben wollen. Hat man sie aber erst erobert, dann ist nichts mehr zu wünschen; das Schöne der Leidenschaft ist dahin, und wir würden in der Ruhe einer solchen Liebe einschlafen, wenn nicht neue Wünsche erwachten, und den Reiz einer neuen Eroberung in Aussicht stellten. Es giebt, wie gesagt, nichts reizvolleres, als über den Widerstand eines schönen Weibes zu triumphieren; ich habe in dieser Beziehung den Ehrgeiz des Eroberers, der von Sieg zu Sieg stürmend, keine Grenze für seine Wünsche kennt. Nichts vermag die Heftigkeit meiner Begierden zu zügeln; ich fühle mich geboren, die ganze Welt zu lieben, und wie Alexander möchte ich wünschen, dass es noch andere Welten gäbe, um auch auf sie meine Liebeseroberungen auszudehnen."

Wie man erkennt, bestätigt die Selbstschilderung Don Juans nicht bloss die von seinem Bedienten entworfene Zeichnung, sondern übertrifft sie auch noch in einigen Punkten. „Hat man sie aber erst

erobert, dann ist nichts mehr zu wünschen!“ Das ist einer der echtesten Don Juan-Sätze, die es geben kann. Mit einiger Verwunderung fühlt man dabei nur das Fehlen eines entsprechenden anderen Satzes: „Thor, die Schöne, welche ich nicht erobere, werden andere erobern; so muss ich mich beeilen, ihnen zuvorzukommen und einen möglichst grossen Kranz von Blumen um mich versammeln!“ Wie bei Grabbe und Lenau, so sehen wir auch bei Molière den Don Juan die Hauptwürze des Genusses in die Eroberung verlegen, wobei es ziemlich gleichgültig bleibt, durch welche Mittel die Eroberung bewerkstelligt wird. Ein anderer Wert, eine andere Bedeutung, als die des durch Eroberung gewürzten Genusses, ist in den Augen Don Juans dem Geschlechtsleben nicht beizumessen. Alles, was im Geschlechtsleben nicht den Stempel des geschlechtlichen Genusses trägt, hat seiner Meinung nach keine Berechtigung und ist sogar verwerflich. Verwerflich ist darum auch der Gewinn von Kindern; es ist sogar absurd, nur von solchen zu reden; denn sie stellen nur eine unliebsame, unpoetische, mit allen Mitteln zu umgehende Nebenerscheinung im Geschlechtsleben dar, ganz so, wie in chemischen Fabriken neben dem Hauptstoffe wertlose Nebenprodukte entstehen!

Ein echter Zug im Charakter unseres Don Juan ist auch die trotz aller Grausamkeit vorhandene Höflichkeit. Aus Höflichkeit und Gerechtigkeit gehört er allen an; ebenso wie aus Höflichkeit und Gerechtigkeit hinwiederum alle ihm selbst angehören. Alle haben ein Recht auf mich, wie ich ein Recht habe auf alle! Und es ist dieses Argument nicht einmal so leicht zu widerlegen, als es den Anschein hat; an späterer Stelle ist darauf zurückgekommen.

Selbst gegen ein Liebespaar säumt Don Juan nicht, dieses Argument anzuwenden. Die sichtbare Zärtlichkeit ihrer gegenseitigen Gefühle regt ihn auf, eifersüchtige Empfindungen beginnen in ihm aufzusteigen, es ist ihm unerträglich, sie so glücklich miteinander zu sehen; er fühlt sich in seinen Rechten verletzt und in seinem Zartgefühle beleidigt, so dass er beschliesst, die Kreise dieses Paares zu stören.

In Grabbes Don Juan tritt uns die Sinnlichkeit mit berückender Kraft entgegen; bei Lenau bewundern wir die überlegene Liebenswürdigkeit. Hier wie dort erfährt der Charakter eine Steigerung ins Heldenhafte. Byron vermeidet diesen Fehler, sein Don Juan ist ein einfacher Liebling der Frauenwelt. Molière vermeidet diesen Fehler gleichfalls und geht noch weiter. Sein Don Juan ist einer der echten Art, wie bei Grabbe; aber er wird von Molière durchgängig als ein Charakter minderwertiger Art gezeichnet. Und Molière hat hierin vom biologischen Gesichtspunkte aus ohne jeden Zweifel Recht.

E. Ein Lebensbild.

Das Lebensbild, welches hier mitgeteilt werden soll, gehört nach einigen Merkmalen zwar einem früheren Jahrhundert an; in allen wesentlichen Zügen aber ist es eine naturgetreue Schilderung aus der gegenwärtigen Zeit; dies ist der Grund, der seine Mitteilung an dieser Stelle notwendig macht; von ihm hebt sich der im folgenden Abschnitte darzustellende biologische Standpunkt mit äusserster Schärfe und überwältigender Klarheit ab.

Das Lebensbild, welches uns hier begegnen wird, schildert uns keinen nur einmal vorhanden gewesenen Menschen, keine nur selten vorkommenden Charaktere und keine nur selten geschehenden Handlungen, sondern solche, wie sie überall zahlreich vorhanden sind und überall häufig geschehen. Gerade die Alltäglichkeit der Charaktere und Thaten macht das vorzustellende Lebensbild bedeutungsvoll. Wir glauben unsere eigenen Bekannten naturgetreu vor uns zu sehen, und nicht bloss diese, sondern auch uns selbst. Wohl führt der eine der Helden den Namen Don Juan; aber der Name darf uns nicht beirren. Wir können statt dessen irgend einen anderen Namen einsetzen, ohne dass dadurch sachlich im mindesten etwas geändert würde; wir würden nur noch deutlicher fühlen, dass die Sache uns selbst betrifft. Der Erfahrene wird sogar bald herausfinden, dass das geschilderte Lebensbild, weit entfernt, schlechtere Züge darzubieten, als die fortgeschrittene Gegenwart sie besitzt, umgekehrt fast harmlos erscheine gegenüber der uns allseitig umgebenden Wirklichkeit; denn es fehlen einige wichtige Züge, welche die Gegenwart im schlimmen Sinne vor der Vergangenheit voraus hat. Aber wenn dies auch der Fall ist, so wollen wir doch bei diesem Lebensbilde bleiben, einmal, weil es ganz dem besonderen Teile der Litteratur angehört, welcher uns hier beschäftigt, und sodann, weil aus dieser Rücksicht erhellt, es liege unserem Vorhaben durchaus ferne, Ankläger sein zu wollen. Nicht anzuklagen, sondern zu erkennen, das ist die Aufgabe des Folgenden.

Ich bitte nunmehr den Autor des vorzutragenden Lebensbildes, Prosper Mérimée, von seinem in Deutschland nur wenig bekannt gewordenen Romane „Don Juan de Maranna,“ uns einen ausführlichen Auszug zu geben,*) Konfessionelles aber zu vermeiden.

*) P. Mérimée, Les ames du purgatoire ou Don Juan de Maranna. Paris 1834. Deutsch in Scheibles „Kloster“, Bd. 3, 1846.

Don Juan de Maranna.

Don Carlos, Graf von Maranna, war einer der reichsten und angesehensten Herren, die jemals in Sevilla gelebt haben. Um so schwerer empfand er es, dass er keinen Erben seines Namens hatte, bis endlich die Geburt eines Sohnes ihn auf den höchsten Gipfel der Freude versetzte. Don Juan, dieser so heiss ersehnte Sohn und der Held unserer Geschichte, wurde von Vater und Mutter so erzogen, wie es für den einzigen Erben eines grossen Namens und grossen Vermögens in der Ordnung schien. Schon als Kind durfte er thun, was ihm beliebte; niemand würde gewagt haben, ihm etwas abzuschlagen. Nur darin herrschte einige Verschiedenheit, dass die Mutter ihm ihre Frömmigkeit, der Vater hingegen seine Tapferkeit vorzugsweise beizubringen bestrebt waren. Zwischen Krieg und Gottesfurcht geteilt, verbrachte das Kind seine Zeit mit der Anfertigung kleiner Holzkreuze oder, mit einem hölzernen Säbel bewaffnet, in Feldzügen gegen Kürbisse in den Gärten, deren Gestalten seiner Ansicht nach sehr den mit Turbanen bedeckten Köpfen der Mohren glichen. In seinem achtzehnten Lebensjahre war er nur wenig mit Wissenschaften vertraut, dagegen verstand er gut beim Gottesdienste zu administrieren und mit dem Stossdegen oder auch mit dem grossen zweihändigen Schwerte so trefflich umzugehen, dass es kaum der Cid hätte viel besser machen können. Sein Vater, welcher für passend erachtete, dass ein Edelmann auch noch einige andere Kenntnisse sich aneignen müsse, beschloss hierauf, ihn auf die hohe Schule nach Salamanka abzusenden. Auf alle Art hinlänglich mit geistlichen und weltlichen Waffen ausgerüstet, sowie mit vielen Empfehlungsbriefen versehen, bestieg der letzte Abkömmling der Marannas sein Ross und verliess das Haus seiner Väter.

Zu jener Zeit stand die hohe Schule von Salamanka auf dem Gipfel ihres Ruhmes. Nie waren die sie besuchenden Studierenden zahlreicher, nie die Lehrer gelehrter gewesen, nie aber auch hatten die Bürger mehr von der Willkür einer ungezügelten Jugend zu leiden gehabt.

Als Don Juan in Salamanka angekommen war, verwendete er einige Tage darauf, Besuche zu machen, Empfehlungsbriefe abzugeben und die Kirchen zu durchwandern. Bei einem der Professoren hinterlegte er — was ebenfalls dazu beitrug, ihm Wohlwollen zu erwecken — dem Willen seines Vaters gemäss eine ziemlich beträchtliche Summe, die unter arme Studenten verteilt werden sollte. Don Juan hatte die besten Absichten; er fühlte sogar eine grosse Lust in sich, noch viel zu lernen, und nahm sich vor, gleich Worten des Evangeliums alles

zu merken, was er aus dem Munde seiner Lehrer vernehmen würde. Um kein Wort zu verlieren, suchte er im Hörsaale einen Platz möglichst nahe dem Katheder auf und machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines Studierenden, der in der Folge eine grössere Rolle in seiner Lebensgeschichte spielen sollte, als alle seine Lehrer, die Universität und seine übrige Umgebung zusammengenommen. Sein Name war Garcia. Don Garcia war ein breitschulteriger, wohlgewachsener junger Mann von bräunlicher Gesichtsfarbe, stolzem Auge, etwas höhnischem Munde. Er trug der Sitte entsprechend ein abgeschabtes Wams, das einst schwarz gewesen sein mochte, und einen durchlöcherten Mantel; doch über allem hing eine lange und schwere goldene Kette. Bekanntlich hatten die Studierenden von Salamanka und den übrigen spanischen Hochschulen eine Art Ehre darein gesetzt, zerlumpt einherzugehen. Sie wollten dadurch andeuten, dass echtes Verdienst keiner vom Glücke verliehenen Zierden bedürfe.

„Ihr kennt Salamanka noch nicht," bemerkte Don Garcia noch vor dem Beginne der Vorlesung zu Don Juan; „wenn Ihr mich zu Eurem Führer annehmen wollt, so werde ich sehr erfreut sein, Euch von der Ceder bis zum Ysop alles in diesem für Euch neuen Lande zu zeigen." Dann zu dem neben Don Juan sitzenden Studenten sich wendend, sprach er: „Fort, Perico! Ziehe ab! Glaubst du, ein Lump wie du dürfe dem Herrn Juan de Maranna Gesellschaft leisten?" Mit diesen Worten stiess er ihn barsch fort und setzte sich selbst an dessen Platz.

Als die Vorlesung beendigt war, nannte Don Garcia dem neuen Freunde seine Wohnung und liess sich von ihm das Versprechen geben, ihn recht bald zu besuchen.

Noch am ersten Tage ihrer Bekanntschaft gingen beide Arm in Arm zur St. Peterskirche und knieten vor einem Altare nieder, um welchen ein grosser Zudrang der Gläubigen stattfand. Don Juan verrichtete sein Gebet und bemerkte, als er nach längerer Zeit den Kopf wendete, dass sein Gefährte noch immer in gottselige Betrachtungen versunken war. Auch als er mit neuen Gebeten fertig geworden, sah er Don Garcia noch immer in Andacht versunken. Don Juan glaubte unter diesen Umständen nichts besseres thun zu können, als etwas um sich zu schauen. Drei weibliche, auf türkischen Teppichen knieende Gestalten fesselten alsbald seine Aufmerksamkeit. Die eine von ihnen war eine ältere Frau; die beiden anderen aber schienen jung und hübsch zu sein und hielten ihre Augen keineswegs so fest auf ihr Gebetbuch gerichtet, dass man nicht hätte bemerken können, wie gross und lebhaft erstere waren. Don Juan empfand ein grosses Wohlbehagen daran, das eine dieser Mädchen anzusehen, ein grösseres, als es dem heiligen Orte entsprach, an dem sie alle sich befanden. Ver-

gessend, dass sein Freund noch immer bete, zupfte er ihn am Mantel und fragte leise, wer das Mädchen sei, welches den Rosenkranz von gelber Ambra in der Hand halte. „Das ist," antwortete flüsternd Don Garcia, „Donna Teresa de Ojeda, und die andere ist Donna Fausta, ihre Schwester; beide sind die Töchter eines hohen Beamten des Rates von Castilien. Ich bin in die ältere sterblich verliebt, versucht Ihr Euer Heil bei der jüngeren. Seht," setzte er hinzu, „sie stehen eben auf und wollen fort, lasst uns eilen, dass wir sie in ihren Wagen steigen sehen, vielleicht geht ein guter Wind und vergönnt uns den Anblick einiger niedlichen Füsse!"

Don Juan war so ergriffen von Donna Teresas Schönheit, dass er Don Garcia gerne bis an die Pforte der Kirche folgte, die beiden edlen Fräulein in ihre schwere Karosse steigen und diese in eine der grossen Strassen einbiegen sah.

Als sie verschwunden waren, stürzte Don Garcia seinen Hut verkehrt auf den Kopf und rief lustig: „Das sind köstliche Mädchen! Mich aber soll der Teufel holen, wenn die älteste, ehe zehn Tage in das Land gehen, nicht mein ist! Und Ihr? Wie weit sind Eure Geschäfte mit der Jüngsten gediehen?" „Was? Wie? Meine Geschäfte gediehen?" antwortete Don Juan treuherzig, „ich sehe sie ja heute zum erstenmale." „Ein guter Grund! wahrhaftig!" rief Don Garcia; „glaubt Ihr, ich kenne Fausta viel länger? Und doch habe ich ihr heute ein Briefchen zugesteckt, das sie recht gut aufgenommen."

„Ein Briefchen! Ich habe Euch doch nicht schreiben sehen!"

„Ich habe dergleichen immer fix und fertig in der Tasche und darf nur den Namen hineinsetzen, so passen sie für alle. Ihr müsst nur acht geben, in Beiworten, über die Farbe der Haare oder der Augen keine Böcke zu schiessen. Seufzer, Thränen, Schmachten, Not und Kummer, das alles wird von Braunen und Blonden, Frauen und Mädchen, gleich gut aufgenommen und gelesen."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen kamen beide in dem Hause an, wo das Mittagsmahl ihrer wartete, eine richtige Studentenmahlzeit, reichlicher als geschmackvoll, eine Menge von starkgewürzten Gerichten, welche dursterregend wirken mussten. Weine der Mancha und aus Andalusien waren im Überflusse vorhanden. Mehrere Studenten, Garcias Freunde, erwarteten nur ihre Ankunft, um unmittelbar sich zu Tische zu setzen. Bald versetzte der reichlich fliessende Wein die Tischgesellen in die lustigste Stimmung, die Unterhaltung wurde lärmend und drehte sich unaufhörlich um Zweikämpfe, Liebesabenteuer und Studentenstreiche. Über die erzählten Geschichten musste Don Juan nicht wenig lachen; auch konnte er nicht umhin, die Urheber verwegener Streiche um das Aufsehen zu beneiden, das sie hervorgerufen hatten.

Nach Beendigung des Mahles zogen alle heim, um Siesta zu halten. Don Juan nahm ein Lager bei seinem Freunde an und war bald in tiefen Schlaf versunken. Aufwachend sah er Don Garcia neben sich stehen, der ihn aufforderte, ihm zu folgen. „Die Nacht ist eingebrochen. Wir wollen nun spazieren gehen, und wenn die ehrbaren Bürger dieser Stadt heimgegangen sind, wollen wir, wenn's Euch recht ist, unseren Göttinnen eine Serenade bringen.“

Als sie bei der Vorhalle einer Kirche vorbeigingen, pfiff Don Garcia. Sein Diener erschien mit einer Guitarre, die er ihm abnahm und ihn dann fortschickte. Alsbald befanden sie sich vor dem gesuchten Hause. Nachdem Don Garcia seine Guitarre gestimmt, begann er mit ziemlich anmutiger Stimme eine Romanze zu singen, in der, wie gewöhnlich, eine Menge Thränen, Seufzer u. s. w. vorkamen; es ist unbekannt, ob er die Romanze selbst verfasst hatte.

Bei der dritten oder vierten Strophe öffneten sich langsam beide Fenster und ein leiser Husten liess sich vernehmen. Don Garcia stellte nunmehr seine Guitarre weg und begann ein flüsterndes Gespräch mit der einen der ihm zuhörenden Gestalten. Als Don Juan die Augen emporrichtete, bemerkte er an dem über ihm befindlichen Fenster das andere Mädchen. Noch war er schüchtern. Da fiel ein Schnupftuch aus dem Fenster und eine süsse Stimme rief: „O Jesus, mein Schnupftuch ist mir entfallen!“ Don Juan raffte es eiligst auf, befestigte es auf der Spitze seines Schwertes und hob es am Fenster empor. Nun war die Bahn gebrochen. Die Unterhaltung dauerte so gegen eine Stunde, als Teresa rief, sie höre ihren Vater und sie müssten nun fort. Die beiden verliebten Ritter aber verliessen erst die Strasse, als zwei kleine weisse Hände jedem einen Jasminzweig zugeworfen hatten. Don Juan suchte nunmehr, nachdem der Tag glücklich zu Ende gekommen war, sein Lager auf, noch wachend den süssesten Traumbildern hingegeben. Don Garcia aber begab sich noch in eine Studentenkneipe, um den grössten Teil der Nacht hier zuzubringen.

Am folgenden Abend wiederholten sich die so schön angefangenen Seufzer und Serenaden, und ebenso in den folgenden Nächten. Nach anständigem Widerstreben willigten die beiden Mädchen ein, Haarlocken zu geben und zu empfangen. Don Garcia sprach von Strickleitern und Nachschlüsseln. Sein Vorschlag aber wurde für zu kühn befunden und, wo nicht ganz verworfen, so doch auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben.

So hatten etwa einen Monat hindurch beide Freunde ziemlich vergeblich unter den Fenstern der Mädchen geseufzt. Eine sehr finstere Nacht fand sie auf ihrem gewöhnlichen Posten. Die Unterhaltung hatte geraume Zeit zur Zufriedenheit aller Teilnehmer gedauert, als

plötzlich am Ende der Strasse sieben oder acht in Mäntel gehüllte Männer erschienen, von welchen die Hälfte Musikinstrumente trug.

„Gerechter Himmel," rief Donna Teresa, „das ist Don Cristoval, der uns ein Ständchen bringen will. Entfernt euch um Gotteswillen, sonst giebt es ein Unglück!"

„Wir überlassen niemand einen so schönen Platz!" entgegnete Don Garcia, und laut rief er dem Ersten, der sich näherte, zu: „Der Platz ist schon besetzt, Cavallero, und diese Damen wollen nichts von Eurer Musik; seid daher so gut und sucht Euer Heil anderswo!"

„Das ist so ein Taugenichts von Studenten, der meint, er könne uns den Weg verlegen," schrie Don Cristoval; „ich will ihn aber belehren, was es heisst, mir ins Gehege zu gehen!"

Mit diesen Worten zog er sein Schwert, zu gleicher Zeit blitzten zwei andere Klingen in den Händen seiner Gefährten. Mit wunderbarer Behendigkeit schlug Don Garcia seinen Mantel um den linken Arm, zog vom Leder und schrie: „Hierher, Studenten!" Leider aber befand sich ausser Don Juan kein einziger in der ganzen Gegend. Die für ihre Instrumente fürchtenden Musikanten nahmen in dem Tumulte Reissaus und riefen nach den Häschern, während die zwei Mädchen zu allen Heiligen des Paradieses um Beistand beteten.

Don Juan, der sich am nächsten bei Don Cristoval befand, wurde zuerst von ihm angefallen. Sein Gegner war bewandert und führte noch überdies in der linken Hand eine eiserne Tartsche, um damit des Feindes Stösse zu parieren, während Don Juan nichts als das von seinem Vater mitgegebene Schwert und seinen Mantel hatte. Lebhaft von Don Cristoval bedrängt, erinnerte er sich zu gelegener Zeit eines von seinem Fechtmeister Uberti sehr hoch gehaltenen Stosses.

Er warf sich nieder auf die linke Hand und stach unter Don Cristovals Tartsche so kräftig durch in dessen Seite, dass die Klinge fast zwei Hände breit eindrang und abbrach. Don Cristoval stiess einen Schrei aus und sank in sein Blut nieder. Während dieses kurzen Kampfes verteidigte sich Don Garcia nachdrücklich gegen seine beiden Gegner, die aber nicht sobald ihren Anführer niedergestreckt sahen, als sie so schnell wie möglich die Flucht ergriffen.

„Nun ist es Zeit, dass wir auf unsere Rettung denken," rief Don Garcia, „jetzt wäre Kurzweile treiben nicht an der rechten Stelle. Lebt wohl, ihr Schönen!" und riss Don Juan mit sich fort, der über seine That ganz bestürzt war. Auf dem Wege bemerkte Don Garcia, dass Don Juan kein Schwert mehr an der Seite trage; es musste auf dem Platze liegen geblieben sein. Dies war gefährlich genug, denn ausser dem Wahlspruche der Marannas stand auf dem Schwerte auch der Name Don Juans geschrieben. In diesem Augenblicke sah man Männer mit Fackeln aus den benachbarten Häusern herausstürzen und

sich um den Sterbenden sammeln. Vom anderen Ende der Strasse eilte ein Trupp Bewaffneter hastig herbei. Da kehrte Don Garcia um, das verlorene Schwert zu suchen. Er fand in dem Gewühle in der That ein Schwert und brachte es zurück. „Nun fort, schnell fort,“ rief er jetzt seinem Gefährten zu. Und beide begaben sich mit grosser Geschwindigkeit auf die Flucht. Don Garcia, der Salamanka so gut wie das Pater noster kannte, besass eine besondere Geschicklichkeit, in grösster Hast um die schärfsten Gassenecken zu biegen und in die schmalsten Gässchen abzulenken, während sein Gefährte ihm nur mit Mühe zu folgen vermochte. Schon begann ihnen der Atem auszugehen, als sie am Ende einer Strasse einer Bande Studenten begegneten, welche singend herumzogen. Kaum sahen diese zwei ihrer Kameraden auf der Flucht, so bewaffneten sie sich zu deren Schutz mit Steinen, Prügeln und was ihnen sonst zur Hand war. Die atemlosen Häscher fanden es nicht geraten, sich hier in ein Gefecht einzulassen und zogen klüglicherweise ab. Die beiden Verfolgten aber flüchteten sich in eine Kirche, um sich zu erholen.

Unter dem Portale wollte Don Juan sein Schwert einstecken, allein es zeigte sich, dass es zur Scheide nicht passte. Bei weiterem Nachsehen fand Don Juan, dass er ein fremdes Schwert in der Hand habe. Das war schlimm, aber Don Garcia sann auf Rettung in der Not. In diesem Augenblicke trat ein Priester aus der Kirche und wollte auf die Strasse gehen. Don Garcia aber redete ihn mit tiefer Verbeugung folgendermassen an: „Mein Vater, Ihr seid gerade die Person, die ich suche. Es handelt sich um eine Gewissenssache; und wenn ich mich nicht täusche, seid Ihr der Verfasser der berühmten Schrift ‚De casibus conscientiae‘. Einer meiner Freunde wurde heute auf der Strasse angesprochen: ‚Cavallero, ich soll mich eben kaum zwei Schritte von hier schlagen, mein Gegner aber hat ein längeres Schwert als ich; wollet mir daher Eures leihen, damit die Waffen gleich seien!‘ Mein Freund tauscht sein Schwert mit ihm und wartet einige Zeit am Ende der Strasse. Als er endlich keinen Degen mehr klirren hört, geht er näher und sieht einen toten Mann, durchbohrt von dem Schwerte, das er geliehen. Was haltet Ihr nun von dieser Sache, mein Vater?“ Der Priester rieb sich eine Weile die Stirne, wie ein Mann, der sich auf etwas besinnt. Don Garcia aber sprach: „Wenn Ihr erlaubt, so kommen wir morgen wieder, um Eure Ansicht uns auszubitten. Unterdessen seid so gut und lasst einige Messen für den Erstochenen lesen oder lest sie lieber selbst.“ Mit diesen Worten drückte er dem Priester einige Dukaten in die Hand und vollendete dadurch dessen gute Meinung von solchen frommen und gewissenhaften Leuten. So versprach er, am folgenden Tage seine Meinung, ob der Schwerttausch berechtigt gewesen sei oder nicht, schriftlich abgeben

zu wollen. Don Garcia erschöpfte sich in Danksagungen und rief: „Seht hier den Beweis des Umtausches“ — hier nahm er Don Juans Degen — „und welche Gestalt er in dieser Scheide macht!“ Der Priester nickte mit dem Kopfe, wie ein Mann, der von der Wahrheit einer eben erzählten Geschichte vollkommen überzeugt ist, und ging grüssend von dannen. Don Garcia aber machte einen Freudensprung, als der Priester fort war und rief: „Vivat die Simonie! Nun sind wir aus aller Verlegenheit, wie ich meine.“

Nach Hause gekommen, warf sich Don Juan ganz angekleidet auf sein Lager, verbrachte die Nacht schlaflos und gedachte nur der von ihm begangenen That und ihrer wahrscheinlichen Folgen. Erst gegen Morgen schlief er ein. Schon mochte er mehrere Stunden geschlafen haben, als sein Diener ihn weckte mit der Meldung, eine verschleierte Dame wünsche ihn zu sprechen. Als sie eingetreten war, richtete sie folgende Worte an Don Juan: „Mein Benehmen, Cavallero, muss Euch überraschen, aber wenn Ihr die mich herführende Ursache kennt, werdet Ihr mich nicht lästern. Ihr habt Euch gestern mit einem Cavallero dieser Stadt geschlagen . . .“

„Ich, Sennora!“ rief Don Juan erblassend; „ich bin nicht aus diesem Zimmer gekommen . . .“

„Es ist sehr unnütz, Euch gegen mich zu verstellen, und ich will Euch das Beispiel von Offenherzigkeit geben.“ Mit diesen Worten schlug sie ihren Mantel zurück und Don Juan erkannte zu seiner grössten Verwunderung Donna Teresa. „Don Juan,“ fuhr sie hoch errötend fort, „ich muss gestehen, dass Eure Tapferkeit mich ganz unendlich für Euch eingenommen hat. Doch trotz der Bestürzung, in der ich mich befand, bemerkte ich, dass Euer Schwert zerbrach und dass ganz nahe unserer Thüre Ihr es wegwarft. Wie man nun mit dem Todwunden emsig beschäftigt war, lief ich hinab und raffte es auf. Und als ich Euren Namen darauf las, da fiel mir ein, in welche grosse Gefahr Ihr geraten dürftet, wenn es in Eurer Feinde Hände fiel. Hier ist es und ich fühle mich sehr glücklich, es Euch wieder zustellen zu können.“

Don Juan warf sich ihr natürlich zu Füssen, sprach, wie er ihr sein Leben verdanke, dass dieses ihm aber unnütz sei, weil sie ihn vor Liebe zu Grunde gehen lasse. Donna Teresa that sehr eilig, hörte aber Don Juan mit solchem Vergnügen zu, dass sie nicht gleich fortzugehen vermochte. So war fast eine Stunde verflossen unter unaufhörlichen Liebesgesprächen, als Don Garcia eintrat. Er beruhigte Teresa, lobte ihren entschlossenen Mut und bat sie schliesslich, bei ihrer Schwester das Wort für ihn reden zu wollen; für den Abend aber wurde eine Zusammenkunft an einem bestimmten Orte verabredet.

„Unsere Geschäfte gehen herrlich," sprach Don Garcia, als er sich mit seinem Freunde allein sah. „Der kühne Schritt der kleinen wackeren Teresa schützt uns auch für die Zukunft, daher lasst uns die ganze Geschichte aus den Gedanken schlagen und nur an unser Vergnügen denken."

Am Abende waren beide Teile eifrig bemüht gewesen, zur rechten Zeit zum Stelldichein am Ufer der Tormas zu erscheinen. Donna Teresa nahm die Hand Don Juans (zu jener Zeit reichte man den Damen den Arm noch nicht) und Donna Fausta die Don Garcias. Beide Paare trennten sich nach längerer Unterhaltung sehr zufrieden, mit dem Versprechen, keine Gelegenheit, um sich zu sehen, unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Als die Schwestern sie verlassen hatten, trafen sie auf einige bei dem Schalle der Tambourins mitten in einem Haufen von Studenten tanzende Zigeunerinnen. Die Tänzerinnen gefielen Don Garcia, der nun den Vorschlag machte, sie mitzunehmen. Don Juan stimmte bei. Und als eine der Zigeunerinnen ihm gesagt, er sehe einem Mönche gleich, bemühte er sich, alles zu thun, um zu beweisen, dass dieser Beinamen nicht im geringsten auf ihn passe.

Nach Verlauf einiger Zeit war es den Freunden auch gelungen, Donna Fausta und Donna Teresa ganz in ihre Gewalt zu bringen. Anfangs war Don Juan seiner Geliebten mit all der Treue ergeben, wie sie einer ersten Liebe eigen ist. Doch ohne grosse Mühe bewies ihm Don Garcia, dass Treue nur eine in der Einbildung bestehende Tugend sei. Er zeigte Don Juan ferner, dass, wenn er sich anders als seine Genossen bei ihren nächtlichen Orgien betragen würde, er selbst die Ursache sein werde, Donna Teresas guten Ruf zu untergraben. „Denn," sagte er, „nur eine heftige, aber Erhörung findende Liebe begnügt sich mit dem einzigen Gegenstande derselben." So kam es, dass er diejenigen Nächte, in welchen er Donna Teresa nicht sehen konnte, in gemeinen Schenken verlebte. Am hellen Tage aber war er von dem nächtigen Treiben so abgespannt, dass jede ordentliche Thätigkeit unterbleiben musste, selbst wenn er sie gesucht hätte. So entschlief er bald sanft bei den gelehrtesten Vorträgen der berühmtesten Docenten und zog es vor, auf dem Prado als der erste und letzte zu erscheinen.

Donna Teresa hatte am Busen ein ziemlich in die Augen fallendes Muttermal. Für unermessliche Gunst hielt es Don Juan, als er es zum erstenmale betrachten durfte; es schien ihm ein Veilchen, eine Anemone, die Blüte einer Alfalfa zu sein. Bald aber war ihm der Anblick viel weniger begehrenswert. „Es ist nichts weiter als ein grosser schwarzer Fleck," dachte er gähnend. „Es gleicht einer Speckschwarte oder einer Ratte und ist eine Missgeburt; man müsste

den Teufel im Leibe haben, wollte man eine solche Geliebte heiraten!" Er war äusserst verdriesslich, zankte ohne Grund mit der armen Teresa und verliess sie mit Anbruch des Tages, ohne sie nur zum Abschiede umarmen zu wollen.

„Gestehe es nur, Don Juan," sagte Don Garcia zu ihm, als sie miteinander vom Hause ihrer Geliebten fortgingen, „wir haben uns heute nacht nicht übel gelangweilt. Ich meinesteils hätte nicht übel Lust, der Prinzessin an einem schönen Tage ganz und gar Valet zu sagen."

„Da habt Ihr Unrecht," entgegnete Don Juan; „die Fausta ist ein herrliches Kind, weiss wie ein Schwan und immer guter Laune."

„Weiss? ja meinetwegen; sie hat eben keine Farbe. Neben ihrer Schwester kommt sie mir vor wie eine Eule neben einer Taube. Ihr, Ihr seid der Glückliche!"

„Wisst Ihr was, Don Juan? tretet mir Eure Teresa ab. Ich gebe Euch die Fausta dagegen. Wollt Ihr noch was heraus?"

„Der Handel wäre wohl nach meinem Geschmack," versetzte Don Juan lachend, „wenn nur auch die Damen so leicht einwilligen."

„Halt," rief Don Garcia, und stand auf, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, „wir wollen es besser machen. Lasst uns um unsere Liebchen spielen. Hier sind Karten. Mein Einsatz ist Donna Fausta, Ihr setzt Donna Teresa mir dagegen."

Don Juan lachte über den tollen Einfall bis zu Thränen, nahm die Karten, mischte und gab aus; ob er gleich fast gar keine Aufmerksamkeit dem Spiele widmete, gewann er doch.

Don Garcia, ohne über den Verlust empfindlich zu sein, fragte nun, welches Dokument er ihm ausstellen solle, und schrieb dann eine auf Donna Fausta lautende Anweisung, in welcher er ihr befahl, sich den Anordnungen des Überbringers ganz zu unterwerfen.

„Ja, wenn ich glauben könnte," sprach Don Juan, „dass Fausta in den Tausch einwilligte . . ."

„Ja, wenn sie einwilligt!" rief Don Garcia, „welcher Gelbschnabel seid Ihr noch, Kamerad, wenn Ihr glaubt, dass ein Weib nur einen Augenblick in der Wahl eines Geliebten von sechs Monaten und eines neuen schwanken könne! Habt Ihr nur etwas Mut und nehmt nun meinen Mantel und begebt Euch zu der kleinen, Euch wohlbekannten Pforte, da werdet Ihr nur Fausta finden, denn Eure Teresita erwartet Euch heute nicht; dann folgt ihr lautlos, und einmal erst in ihrer Stube, da kann es sich wohl zutragen, dass sie einen Augenblick sehr verwundert ist und sogar einige Thränen vergiesst, das aber lasst Euch nicht anfechten, und seid versichert, schreien wird sie nicht."

„Nun, so mag daraus entstehen, was da wolle!“ rief Don Juan, riss die Anweisung an sich und stürzte davon.

Auf das bestimmte Zeichen öffnete sich die Pforte, Donna Fausta hatte schon einige Zeit gewartet. „Seid Ihr es, Don Garcia?“ fragte sie leise. „Ja!“ entgegnete Don Juan noch leiser. „Fasst hier das Ende meiner Mantille und folgt mir so still als möglich die Treppe hinauf,“ sprach Fausta, nachdem sie die Pforte verschlossen. Und bald gelangten sie ohne Anstoss in ihr Gemach, in dem nur eine Lampe einen dürftigen Schein verbreitete.

Im Begriffe, den an der Thüre still Verweilenden zu umarmen, erkennt Donna Fausta den Don Juan und ruft: „Wie! Ihr seid es, Don Juan? Don Garcia muss krank sein?“

Don Juan verneint dies und sagt, dass er nicht kommen könne.

„O, wie betrübt mich das! Doch sprecht, er wird doch durch kein Mädchen abgehalten?“

„Ihr wisst also, dass er ein lockerer Zeisig ist?“

„Wie wird meine Schwester sich freuen, Euch hier zu sehen. Lasst mich fort, ich will's ihr sagen.“

„Das ist unnötig.“

„Euer Betragen ist seltsam, Don Juan . . . Ihr müsst mir gewiss eine schlimme Nachricht bringen . . . Redet, ist Don Garcia irgend ein Unglück zugestossen?“

Statt der Arglosen zu antworten, hatte Don Juan den Mut, ihr Garcias Verschreibung zu reichen. Hastig liest sie, ohne zu verstehen; sie liest noch einmal, Todesblässe bedeckt ihr Gesicht, endlich, mit verzweiflungsvoller Anstrengung sich aufraffend, ruft sie: „Betrug! Furchtbarer, schändlicher Betrug! Don Garcia hat niemals dies geschrieben!“

„Er wusste nicht den Schatz zu würdigen, den er besass,“ spricht Don Juan.

Sie aber ruft plötzlich, wie im halben Wahnsinn: „Aha, nun weiss ich erst das Wahre! Das ganze ist ein Scherz und Don Garcia ist da und wird gleich kommen?“

Don Juan verneint und versucht, ihr Liebesworte zu sagen.

„Elender!“ ruft Donna Fausta; „sprichst du Wahrheit, so bist du ein weit grösserer Schurke noch, als Don Garcia.“

„Die Liebe entschuldigt alles, schöne Fausta. Don Garcia giebt Euch auf, ich aber liebe Euch!“

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ergriff Fausta ein auf dem Tische liegendes Messer und stürzte, es über ihrem Haupte schwingend, auf Don Juan zu. Dieser, ihr Vorhaben merkend, entwaffnete sie leicht, schloss sie in die Arme, küsste sie und wollte sie gegen ein kleines Ruhebett drängen. Der Zorn gab Donna Fausta, dem

schwachen, zarten Mädchen, Kraft, dem Angreifer mutig zu widerstehen und mit Händen, Füssen und Zähnen sich zu wehren. Lachend hatte Don Juan anfangs manchen Stoss hingenommen, als endlich bei ihm der Zorn der Heftigkeit seiner Wünsche gleichkam. Nun warf er alle Schonung weg und erschien als ein Kämpfer, der um jeden Preis obsiegen wollte. Aber auch Fausta griff zu dem letzten Rettungsmittel. Bis jetzt hatte ein Gefühl von Scham sie noch vom Hilferufen zurückgehalten. Jetzt aber, als sie zu unterliegen drohte, liess sie das ganze Haus von ihrem Hilfegeschrei ertönen.

Don Juan fühlte alsbald, dass es sich jetzt nicht mehr um den Besitz seines Opfers handle, sondern um seine eigene Rettung. Er suchte sich von Donna Fausta loszumachen, die festgeklammert an ihm hing. Schon vernahm man das Auf- und Zuschlagen von Thüren und nahende Männertritte und Stimmen. Die Thüre wurde aufgerissen von einem Manne, der, ein Feuergewehr in der Hand haltend, mit einem Aufschrei des Erstaunens sogleich losschoss. Die Lampe erlosch und Don Juan fühlte, dass Faustas Hände von ihm losliessen und eine warme Flüssigkeit über seine Hand herabrieselte. Sie glitt alsbald zu Boden; des eigenen Vaters Kugel hatte sie getötet. Kaum fühlte Don Juan sich frei, so stürzte er durch den Rauch des Schusses nach der Treppe. Mit dem Degen in der Faust suchte er sich Bahn zu brechen und die Fackel des einen Bedienten zu löschen. Doch Don Alonso Ojeda, ein hitziger und kühner Mann, verfolgte ihn schnell und fiel ihn ohne weiteres Zögern an. Don Juan parierte mehrere Stösse und hatte anfangs wohl nur die Absicht, sich zu verteidigen; aber die Hitze des Gefechtes nahm rasch zu. Nach wenigen Augenblicken seufzte sein Gegner schwer und sank alsdann tötlich getroffen nieder. So wurden an dem gleichen Abend Tochter und Vater jäh vom Tode ereilt. Wie ein Pfeil schoss Don Juan, der nun den Weg frei fand, die Pforte hinaus und sah sich plötzlich unverfolgt auf der Strasse. Vom Knalle des väterlichen Schusses war auch Donna Teresa herbeigelockt worden. So war sie Zeugin der schrecklichen Vorgänge geworden; ohnmächtig lag sie jetzt neben der Leiche ihres Vaters, ohne kaum die Hälfte ihres Unglückes zu kennen.

Bleich und blutbedeckt, in schrecklichem Gegensatze zu seinem Abgange, stürmte Don Juan in das Zimmer von Don Garcia; stieren Auges und fast atemlos, mit zerrissenen Kleidern fiel er auf einen Sessel. Der andere begriff im Augenblicke, dass irgend ein schweres Unglück ihm begegnet sein müsse; mit wenigen Worten war er über die Ereignisse aufgeklärt. „Trinkt,“ sprach er zu Don Juan, „Ihr habt es nötig. Das ist ein verzweifelter Handel. Den Vater töten, ist ein harter Fall. Doch giebt es viele ähnliche Beispiele, wenn

man beim Cid anfängt . . . Lasst uns aber zuerst an das Nötigste denken!“

„In Salamanka bleiben,“ fing er endlich an, nachdem er einigemale im Zimmer auf- und abgegangen war, „nach einem solchen Skandal, das wäre reiner Wahnsinn. Glaubt mir, abreisen, und zwar sobald als möglich, ist das Beste. Ihr seid hier schon dreimal gelehrter geworden, als sich für einen Edelmann aus gutem Hause passt. Gebt die Minerva auf und versucht es einmal beim Mars, und da wird's besser gehen, denn Ihr habt gute Anlagen. In Flandern giebt's Krieg. Wir wollen Ketzer totschlagen, auf keine leichtere Art ist es möglich, unsere kleinen Sünden in dieser wie in jener Welt los zu werden. Amen sage ich und schliesse meine Predigt.“

Das Wort „Flandern“ wirkte wie ein Zauber auf Don Juan. „Auf nach Flandern! nach Flandern! fort von hier, wir wollen uns in Flandern töten lassen!“

Nach einigen weiteren kurzen Verhandlungen warf Don Juan seine Studententracht ab, zog ein Lederkoller an, wie damals die Soldaten trugen, setzte einen heruntergeschlagenen Hut auf und spickte seinen Gürtel mit soviel Dukaten, als sich hineinzwängen liessen. Nach diesen, kaum einige Minuten dauernden Zubereitungen machte er sich zu Fuss auf den Weg und verliess unerkannt die Stadt, in die er vor wenigen Monaten als ein Unbekannter eingezogen war, um den Wissenschaften zu leben. Er wanderte die ganze Nacht, sowie den kommenden Morgen, so lange fort, bis die Hitze der höher steigenden Sonne ihn zu einem Halt zwang. In der nächsten Stadt kaufte er ein Pferd, schloss sich einer Gesellschaft Reisender an und gelangte ohne Abenteuer nach Saragossa. Hier verweilte er einige Tage unter dem Namen Don Juan Carraso, und erwartete Don Garcia, der Salamanka am Tage nach seiner Flucht verlassen hatte und auf einem anderen Wege reisend in Saragossa mit ihm zusammentraf. Nach kurzem Aufenthalte, nachdem sie sich die schönen Arragoneserinnen betrachtet und mit tüchtiger Dienerschaft versehen hatten, begaben sie sich nach Barcelona und schifften sich nach Civita-Vecchia ein. Wegen der Menge von Vergnügungen, welche die beiden Freunde in Italien fanden, trat der Hauptzweck ihrer Reise Monate hindurch ganz in den Hintergrund. Doch, als das Geld ihnen auszugehen begann, vereinigten sie sich mit einer Schar ihrer Landsleute, brav wie sie und ebenso leicht im Geldbeutel, und setzten ihren Weg durch Deutschland fort.

In Brüssel angekommen, nahm jeder Dienste wo er wollte. Unsere zwei Freunde traten in die Kompanie des Hauptmannes Don Manuel Gomara; dieser war ein Andalusier und galt für einen Mann,

der von seinen Soldaten nur Tapferkeit und gut gehaltene Waffen forderte, sonst aber der Disciplin weiten Spielraum liess.

Ihres tüchtigen Aussehens wegen günstig für sie gestimmt, behandelte sie ihr Hauptmann gut und ganz nach ihrem Geschmacke, indem er sie zu allen gefährlichen Unternehmungen befehligte. Das Glück war ihnen günstig. Wo viele Kameraden den sicheren Tod fanden, blieben sie unversehrt. Der Feldherr bemerkte sie auch und erteilte an einem Tage jedem von ihnen eine Fahne. Jetzt gestanden sie auch ihre eigentlichen Namen und fingen an, ihr gewohntes Leben wieder zu führen. Sie zechten und spielten, soviel es nur anging, den ganzen Tag, während die Nacht dazu verwendet wurde, den schönsten Frauen in den Städten ihrer Winterquartiere Serenaden zu bringen. Von Eltern und Verwandten hatten sie Verzeihung erhalten; schwere Wechsel auf Antwerpener Handelsherren liessen sie nicht lange müssig liegen. Jung, reich, tapfer und waghalsig, Liebesgenüssen ergeben und eroberungssüchtig, mussten sie zahlreiche und rasche Eroberungen machen. Wenn sie irgend eine schöne Frau erblickten, war ihnen kein Mittel zu gering, um in ihren Besitz zu gelangen. Heiratsversprechen und Schwüre flossen den lockeren Gesellen nur so vom Munde. Und wagten Brüder oder Ehemänner ihnen in den Weg zu treten, so fanden sie als Antwort gute Klingen und harte Gemüter.

Einige Zeit nach der Verwundung und dem Tode des Hauptmannes Gomara wurde ein junger Soldat der Kompanie zugeteilt, in welcher beide Freunde dienten. Er schien entschlossen und kühn zu sein, war aber sehr still und in sich zurückgezogen. Er trank und spielte nicht, ganze Stunden sah man ihn auf einer Bank zubringen, um die Mücken schwärmen zu sehen oder mit dem Drücker seiner Büchse zu spielen. Die Soldaten hatten ihm den Namen Modesto beigelegt; unter diesem Namen kannte ihn die ganze Kompanie, selbst seine Vorgesetzten nannten ihn nicht anders.

Der Feldzug endigte mit der Belagerung von Berg-op-Zoom, welche, wie bekannt, eine der mörderischesten des ganzen Krieges war; denn die Belagerten verteidigten sich mit der äussersten Hartnäckigkeit. In einer Nacht wurden einst die Freunde zusammen in die Laufgräben kommandiert, die der Festung schon ganz nahe geführt waren. Die Belagerten machten viele Ausfälle und unterhielten ein sehr lebhaftes Feuer.

Der erste Teil der Nacht verging unter ununterbrochenem Alarm; dann schienen beide Teile der Erschöpfung nachzugeben. Der Morgen kam heran und die Kälte machte sich doppelt fühlbar.

„Verdammt!“ rief Don Garcia, mit den Füssen stampfend. „Ich fühle, wie das Mark in den Gebeinen erstarrt, ein holländischer

Knabe könnte mich mit einem Bierkruge niederschlagen. Horch! das Gewehrfeuer, wie es mich zittern macht! Auf Ehre, wenn ich ein Frömmler wäre, so könnte ich recht gut den sonderbaren Zustand, in dem ich mich befinde, für eine höhere Mahnung halten!"

Als er bemerkte, dass mehrere über seine Worte lachten, kam wieder sein gewöhnlicher Hochmut über ihn und er begann, über alles Hohe und Heilige in seiner kecken Weise zu spotten.

„Ich bin kein Freigeist," bemerkte Don Juan lachend; „doch beneide ich zuweilen deine erhabene, die Dinge jener Welt betreffende Gleichgiltigkeit, denn ich muss bekennen, und solltet Ihr mich auch deshalb verhöhnen, es giebt Augenblicke, wo das, was von den Verdammten man erzählt, mir höchst unangenehme Träume verursacht."

„Der beste Beweis der geringen Macht des Teufels," antwortete Don Garcia, „ist der, dass du heute hier gesund und wohl in diesem Laufgraben stehst. Auf Ehre," setzte Don Garcia hinzu, indem er Don Juan auf die Schulter klopfte, „wenn es in Wahrheit einen Teufel gäbe, so müsste er schon längst diesen Burschen geholt haben. Er hat schon mehr Weiber ins Verderben und mehr Männer auf die Bahre gebracht, als zwei Kapuziner und zwei Valencianer Banditen nur immer hätten thun können."

Kaum hatte er ausgesprochen, als eine Büchse auf der spanischen Seite des Laufgrabens knallte. Don Garcia fuhr mit der Hand an die Brust und rief: „Ich bin verwundet!" Er schwankte und fiel alsbald nieder. Zugleich sah man einen Mann entfliehen; doch entzog ihn die tiefe Dunkelheit der Verfolgung. Modesto ward nie mehr im Heere gesehen. Die Soldaten waren überzeugt, dass dieser den Don Garcia ermordet habe. Über die ihn antreibenden Ursachen jedoch konnte man sich nur in leeren Vermutungen erschöpfen.

Don Garcia wurde von Don Juan mehr betrauert, als ein leiblicher Bruder. Von ihm war er, wie er sich gestehen zu müssen glaubte, in alle Mysterien des Lebens eingeweiht worden, nicht von allen anderen; er ganz allein habe ihm die Schuppen von den Augen fallen lassen. „Wer war ich," frug er sich selbst, „bevor ich Garcia kennen lernte?"

Überlassen wir Don Juan der Trauer um den gefallenen Genossen. Nicht mit Unrecht fühlt er, als welch' ein Kind er — vor kurzer Zeit erst — nach Salamanka gezogen war, um die Wissenschaften kennen zu lernen. Diesen war er unter der Führung Garcias zwar entrissen, aber er hatte dafür einen kurzen praktischen Lebenskursus mitgemacht, dessen Erfahrungen ihm wertvoller erscheinen mussten, als die früheren Träume kindlicher Unwissenheit.

Nicht lange übrigens dauerten die traurigen Eindrücke, die der plötzliche Tod Garcias auf Don Juans Gemüt gemacht hatte. Nach

und nach kehrten die alten Gewohnheiten des Lebenswandels wieder, die zu tief Wurzel geschlagen hatten, als dass der erlittene Verlust sie hätte vernichten können. Jeder Tag brachte wieder neue Abenteuer. Heute war er der erste bei einem Sturme, morgen erkletterte er einen Balkon, in der Frühe erprobte er seine gute Klinge mit einem beleidigten Gatten, und des Abends zechte er in einem Kreise von Freundinnen.

Mitten in solchen Ausschweifungen wurde ihm die Kunde, sein Vater sei gestorben. Die Mutter hatte ihn nur um wenige Tage überlebt; so bekam er die beiden Trauerbotschaften an einem und demselben Tage. Verständige Männer rieten ihm in Übereinstimmung mit seiner eigenen Ansicht, nach Spanien heimzukehren, sein Majorat und das grosse, ihm zugefallene Vermögen in Besitz zu nehmen. Schon längst war er wegen der Tötung des Don Alonso Ojeda, des Vaters seiner Geliebten, begnadigt worden. Auch hatte er Lust, auf einem grösseren Schauplatze, als bisher, sein Leben zu verbringen, und Sevilla erschien ihm in dieser Hinsicht als der am besten geeignete Ort.

Er legte daher den Harnisch ab, reiste nach Spanien und hielt sich einige Zeit in Madrid auf. Bei einem Stiergefechte hatte er Gelegenheit, die Pracht seiner Kleidung und seine Fertigkeit in dieser Kampfesart bewundern zu lassen; auch machte er einige Eroberungen von Madrider Herzen, hielt sich aber nicht zu lange dabei auf.

Als er in Sevilla angelangt war, fing er an, alle Welt durch seinen verschwenderischen Aufwand zu verdunkeln. Er gab glänzende Feste, auf welchen man die schönsten Frauen Andalusiens sehen konnte, und war unerschöpflich in der Anordnung von Lustbarkeiten und Gelagen. Eine Menge ausschweifender junger Leute hatte sich um ihn gesellt und feierte ihn als ihren Gebieter. Er erkrankte schliesslich.

Während seiner langsamen Genesung war es ihm eine angenehme Unterhaltung, ein Verzeichnis aller von ihm verführten Weiber und betrogenen Männer anzulegen, soweit das möglich war. Einst zeigte er die Liste einem ihn besuchenden Freunde. Und weil er in Italien die Gunst einer Frau genossen hatte, die sich rühmte, die Geliebte eines Papstes gewesen zu sein, so begann ihr Name die Liste und der Papst führte als ihr Gatte den Reigen der betrogenen Ehemänner an. Dann folgte auf der Liste ein regierender Fürst, dann Herzöge, Marquis, bis herunter zu den unteren Ständen.

„Sieh, Schatz,“ sprach er zu seinem Freunde, „sieh, keiner ist mir entgangen, vom Papste herab bis zum Schuhmachermeister; ein jeder Stand hat seinen Anteil hergegeben.“

Don Torribis, so hiess der Freund, durchblätterte das Verzeichnis und gab es lächelnd zurück mit den Worten: „und doch ist es nicht vollständig!"

„Wie! was! nicht ganz vollständig? und wer fehlt denn der Männerliste noch?"

„Unser Herrgott!" antwortete Don Torribis.

„Wahrhaftig!" rief Don Juan, „unser Herrgott! es ist keine einzige Nonne unter allen. Verdammt! doch danke ich dir für deine Bemerkung. Nun gebe ich dir aber mein Wort als Edelmann, dass eine Nonne, bevor ein Monat verrinnt, auf meiner Liste stehen muss. Hier an dieser Stelle sollst du mit einer Nonne zu Nacht speisen. In welchem Kloster giebt's in Sevilla schöne Nonnen?"

Bald darauf eröffnete Don Juan seinen Feldzug. Er besuchte die Kirchen der Frauenklöster und kniete stets nahe an dem Gitter, welches die Bräute des Herrn von den übrigen Andächtigen trennte. Hier liess er seine Blicke über die Jungfrauen hinfliegen und hatte bald in der Kirche „Unserer lieben Frauen" eine junge Nonne von wunderbarer Schönheit aufgespürt, die durch eine über alle ihre Züge verbreitete Schwermut nur um so mehr hervorgehoben wurde. Ihr Anblick erweckte in Don Juan alte Erinnerungen; es wollte ihn bedünken, als müsse er dieses schöne Mädchen schon irgendwo gesehen haben. Täglich besuchte er nunmehr diese Kirche und stellte sich immer auf denselben Platz. Es gelang ihm auch zu ermitteln, dass sie den Klosternamen Agathe führe; doch war er von ihr noch nicht bemerkt worden. Dies zunächst zu erreichen machte er alle Anstrengungen und es gelang ihm auch schliesslich durch auffallendes Betragen. Sie hob den Kopf empor und sah ihn an. Anfangs malte sich auf ihrem Gesichte grosses Erstaunen, dann aber wurde es von tödlicher Blässe überzogen. Sie stiess einen Schrei aus, sank ohnmächtig nieder und wurde von den zu ihrem Beistande herbeieilenden Nonnen schleunigst in ihre Zelle getragen. Sehr zufrieden mit dem bisherigen Erfolge, konnte indessen Don Juan den Gedanken nicht los werden, dass er das Mädchen schon gekannt und wahrscheinlich auf seiner Liste bereits aufgezeichnet habe.

Am anderen Tage kam er wieder, die Nonne aber befand sich jetzt im Hintergrunde. Nach Beendigung des Gottesdienstes ging sie neben dem Gitter vorbei auf einen Beichtstuhl zu, es entglitt ihr jedoch dabei der von ihr getragene Rosenkranz. Und Don Juan hatte zu viel Erfahrung, als dass er nicht an eine dabei waltende Absicht hätte denken müssen. Er verharrte daher neben dem Gitter wie ein in fromme Träumerei Versunkener. Als die Nonne vom Beichtstuhle zurückkehrte und sich bückte, um den verlorenen Rosenkranz wieder aufzunehmen, schob sie ein kleines zusammengefaltetes Papier unter

das Gitter und verschwand darauf. Erstaunt und sogar unangenehm berührt von der Leichtigkeit seines Sieges raffte er das Brieflein auf, trat aus der Kirche hinaus und las folgendes:

„Ihr seid es, Don Juan? So ist es doch wahr, dass Ihr mich nicht vergessen habt? Ich war höchst unglücklich, doch fing ich an, mich in mein Schicksal zu finden. Jetzt aber werde ich noch weit unglücklicher sein. Ich sollte Euch hassen; denn Ihr habt meines Vaters Blut vergossen; allein ich kann Euch weder hassen noch vergessen. O schonet mich, betretet nicht mehr diese Kirche! Lebt wohl! Ich bin für diese Welt gestorben!

Terese Ojeda."

„So, so! das ist die Teresita!" sprach Don Juan jetzt zu sich selbst. „Ich wusste doch, dass ich sie schon irgendwo gesehen!" Dann las er noch einmal das Briefchen, war davon sehr befriedigt und sprach: „Ganz gut so! Sie ist mein!"

Am anderen Morgen pünktlich in der Kirche erscheinend, suchte er jedoch die Schwester Agathe vergeblich unter den Nonnen. Er war wütend, und nachdem er Teresas Gewissensskrupel hundertmal verflucht hatte, suchte er nach neuen Mitteln, um sie zu sehen, und glaubte folgendes gefunden zu haben.

Das Kloster war berühmt seines vortrefflichen Zuckerwerkes wegen, das die Nonnen bereiteten. Er begab sich ins Sprechzimmer, verlangte die Schaffnerin zu sprechen und liess sich das Verzeichnis aller Sorten des zu verkaufenden Zuckerwerkes geben. „Habt Ihr nicht auch Citronen à la Maranna?" fragte er in unbefangener Weise.

„Citronen à la Maranna, Herr Ritter? Zum erstenmale in meinem Leben wird nach solchen Konfitüren gefragt."

„Es ist unmöglich, dass nicht eine Eurer Nonnen das Rezept dazu besitzen sollte, da dieses Zuckerwerk jetzt sehr in der Mode ist. Seid so gut und fragt bei Euren Frauen nach, morgen will ich wiederkommen."

Einige Minuten später war im Kloster von nichts anderem die Rede, als von Citronen à 'la Maranna. Niemand wusste davon. Nur Schwester Agathe kannte das Geheimnis der Verfertigung; gar vielerlei gehöre dazu; und endlich versprach sie, das Zuckerwerk zu bereiten.

Als Don Juan am anderen Tage wiederkam, fand er einen Topf voll des Verlangten vor. In der den Topf umschliessenden Hülle lag ein Briefchen von Teresas Hand. Der Brief aber enthielt die wiederholte dringende Bitte, ihr zu entsagen und sie zu vergessen.

Am anderen Tage sendete Don Juan einen seiner Pagen mit einer ganzen Kiste Citronen in das Kloster, die er so zubereitet wünschte, wie die erhaltenen, und liess um die Gefälligkeit bitten, sie von derselben Nonne zubereiten zu lassen. Ganz unten in der Kiste war eine

Antwort auf Teresas Brief verborgen, in welcher er ihr sagte: „Endlich gelang es mir, Dich aufzufinden! Höre auf, mir von den Schwüren zu erzählen, die Du abgelegt; denn Du gehörtest früher mir als dem Altare. Nun komme ich zurück, um mein Gut wieder zu verlangen und Du musst wieder mein sein. Morgen werde ich erscheinen und am Sprachgitter mit Dir zu reden verlangen. Waffne Dich mit Mut. Sage mir, ob die Schaffnerin wohl der Bestechung zugänglich ist."

Nach einigen Stunden erhielt er durch den Klostergärtner Antwort, der zugleich seine Dienste anbot. Die Schaffnerin war unbestechlich. Schwester Agathe willigte ein, ins Sprechzimmer zu kommen, doch unter der Bedingung, ihm Lebewohl zu sagen.

Mehr tot als lebendig erschien die unglückliche Teresa an dem verlangten Orte und musste wegen ihrer Schwäche sich am Gitter halten. Anfangs sprach Don Juan nur von den Freunden, die Teresa in Salamanka zurückgelassen; als aber die Hüterin sich einen Augenblick entfernt hatte, sprach er leise und eilig:

„Ich bin entschlossen, alles zu wagen, um euch aus dem Kloster zu befreien, und müsste ich es in Feuer aufgehen lassen. Ich will keinen Einwurf hören, du bist mein. In wenig Tagen musst du mir gehören, und sollte es mir das Leben kosten, dann aber müssen andere mit mir sterben."

Die Pförtnerin kam wieder zurück. Teresa war so erschüttert, dass sie kein Wort hervorzubringen vermochte. Mit gleichgiltigen Gesprächen und dem Versprechen, der Pförtnerin und dem Kloster eine Reihe von Geschenken übermitteln lassen zu wollen. verliess er beide. Teresa befand sich in einem unbeschreiblichen Zustande der Aufregung und der Verzweiflung. Sie eilte in ihre Zelle und schrieb einen Brief voll Vorwürfen, Bitten und Klagen. Der Gärtner, der den schwer verpönten Briefwechsel besorgte, brachte bald Antwort. Don Juan drohte fortwährend mit den äussersten Schritten. Er habe hundert Banditen in seinem Solde; die Entweihung des Heiligtumes schrecke ihn nicht. — Was konnte das arme Kind, das stets gewohnt war, dem Flehen des geliebten Mannes nachzugeben, nun wohl beginnen? Weinend durchwachte sie die Nächte und hatte bald alle Widerstandskraft verloren. Nach einigen Tagen verkündigte sie dem Don Juan, dass sie zu allem bereit sei. Dieser traf nunmehr alle Vorbereitungen zur Entführung, zu der eine finstere, mondlose Nacht gewählt wurde. Der Gärtner stellte Teresa eine seidene Strickleiter zu, um an ihr die Klostermauer zu übersteigen. Ein Päckchen weltlicher Kleider sollte an einem Orte im Garten verborgen liegen. Am Fusse der Mauer wollte Don Juan sie erwarten, in geringer Entfernung sollte eine von kräftigen Maultieren getragene Sänfte sie aufnehmen und nach einem sicheren Landhause bringen, wo sie ruhig

nur sich und ihrer Liebe leben konnten. Des Gärtners war er sicher, weil er viel zu gewinnen hatte; überdies war die Massregel getroffen, dass er in der Nacht nach der Entführung ermordet werden sollte.

Um allen Argwohn zu vermeiden, reiste Don Juan zwei Tage vor der festgesetzten Nacht auf sein Schloss ab. Hier hatte er den grössten Teil seiner Jugend verlebt, seit seiner Rückkehr nach Sevilla aber es nicht wieder betreten. Ohne es noch im geringsten zu ahnen, dass hier alsbald mit unerwarteten Mitteln eine gänzliche Umwandlung seines Wesens angebahnt werden sollte, nahm er seinen Weg hierher. Mit einbrechender Nacht angelangt, setzte er sich zum Essen nieder, liess sich darauf entkleiden und legte sich zu Bette. Bevor er das Licht löschte, liess er unwillkürlich seine Augen in dem Gemache umherschweifen und bemerkte plötzlich in einem Nebenzimmer ein Bild wieder, welches schon die Phantasie des Knaben stark beschäftigt hatte und ihm oft von seiner Mutter erklärt worden war. Das Bild stellte die Qualen der Hölle dar. Starr heftete sich sein Auge auf die von den schrecklichsten Martern Gequälten und vermochte sich nicht davon abzuwenden. Dennoch löschte er die Kerze, seinen ganzen Mut zusammennehmend. Allein die Dunkelheit vermehrte seinen Schrecken. Seine Aufregung wurde endlich so gross, dass er mit lautem Geschrei den Diener rief, um das Bild hinwegzunehmen. Doch als sie kamen, schämte er sich seines Beginnens; er befahl daher, die Kerzen anzuzünden und ihn allein zu lassen. Aber er verbrachte, eine Beute unsäglicher Angst, eine schlaflose Nacht.

Sobald der Tag anbrach, stand er auf und ging auf die Jagd. Die Anstrengung und die freie Luft beruhigten ihn und die bedrückenden Empfindungen waren verflogen, als er ins Schloss zurückkehrte. In einem anderen Zimmer hatte man das Bett für ihn bereitet; dennoch brachte er einen Teil der Nacht schlaflos zu. Trotzdem beschäftigte er sich mit der beabsichtigten Entführung sehr eingehend, gab den Dienern die nötigen Befehle und reiste allein in der grössten Hitze ab, um in Sevilla erst zur Nachtzeit anzulangen. Und wirklich war es ganz finster, als er am Turme del Loro vorüberkam. Hier erwartete ihn ein Diener, dem er sein Pferd übergab. Er fand die Sänfte bereit und alle seine Befehle buchstäblich erfüllt. Noch blieb eine Stunde übrig, bevor er das verabredete Zeichen für Teresa geben konnte. Sein Diener warf ihm einen grossen braunen Mantel um, der sein Gesicht sorgfältig verhüllte.

Hitze und Anstrengung zwangen ihn, sich auf eine Bank zu setzen. Von Zeit zu Zeit befragte er seine Uhr, deren Zeiger ihm zu langsam vorzurücken schienen . . . Plötzlich trafen ernste Töne sein Ohr, deutlich hörte er Gesänge, welche die Kirche bei Beerdi-

gungen vorschreibt. Bald bog auch ein Trauergeleite um die Ecke der Strasse und schritt lautlos auf ihn zu. Don Juan empfand anfangs nur Abscheu vor Gedanken an den Tod. Er stand auf und wollte sich entfernen, aber die grosse Zahl der Büsser und die Pracht des Ganzen fesselten seine Neugier. Don Juan zupfte eine der Kerzen tragenden Gestalten und fragte höflich, wen man hier beerdige. Die Gestalt antwortete dumpf: „Den Grafen Don Juan von Maranna." Annehmend, er habe falsch verstanden, fragte er einen zweiten und einen dritten. Aber die Antwort war die gleiche.

In diesem Augenblicke schlug die Glocke der Kirche, in welche der Zug gelangt war, ein Uhr; dies war die zu Teresas Entführung festgesetzte Stunde.

„Die Zeit ist um!" liess sich eine Stimme aus einer dunkeln Ecke der Kirche vernehmen. „Die Zeit ist abgelaufen!"

Don Juan sah sich um und erblickte bleich und blutend den Don Garcia, der zum Sarge vorschritt und ausrief: „Die Zeit ist um! Gehört er uns?" Zu gleicher Zeit schien eine ungeheure Schlange sich hinter dem Sarge emporzurichten, bereit, sich in den Sarg zu stürzen. Da schrie Don Juan laut auf und sank ohnmächtig auf das Pflaster.

Es war gegen Morgen, als die vorübergehende Wache an der Pforte der Kirche einen anscheinend leblos daliegenden Mann bemerkte. Die Wächter traten heran und erkannten alsbald den Grafen Maranna. Er wurde bewusstlos in ein nahes Haus getragen. Die einen nahmen an, er sei trunken, andere glaubten, er sei schwer geschlagen worden. Niemand liebte ihn, alle machten ihre Witze über ihn.

Endlich übernahm ihn sein Diener und brachte ihn mit Hilfe eines herbeigerufenen Arztes zum Bewusstsein zurück. Anfangs blieb er stille, brachte nur einzelne, unzusammenhängende Worte hervor und fragte schliesslich nach dem gesehenen Leichenzuge. Seine Leute glaubten, er rede irre und bewogen einen Dominikanermönch, zu ihm zu gehen. Diesem erzählte Don Juan die gehabte Erscheinung, legte aber auch ein Bekenntnis aller seiner Verbrechen ab. Sein Entschluss war gefasst, aus einer Welt sich zurückzuziehen, welcher er so grosses Ärgernis gegeben. Der Rest seiner Tage sollte der Umkehr und der Busse geweiht sein.

Schon am nächsten Tage schenkte er die Hälfte seines Vermögens an Anverwandte; von einem anderen Teile beschloss er ein Hospital zu stiften und eine Kapelle zu erbauen; auch den Armen vermachte er beträchtliche Summen. Seine Freunde versammelte er um sich und legte ein reuiges Bekenntnis seiner Übelthaten ab.

Bevor er in das von ihm erwählte Kloster ging, schrieb Don

Juan an Donna Teresa, gestand ihr seinen nichtswürdigen Plan, seinen früheren Lebenswandel und seine Bekehrung. Er bat sie um Verzeihung und forderte sie auf, gleich ihm nur mehr an das Ewige zu denken.

Lange hatte die arme Teresa im Garten auf das verabredete Zeichen gewartet; endlich war sie, eine Beute ihrer Schmerzen, in ihre Zelle zurückgekehrt. Mehrere Tage waren verflossen. Da überbrachte der erwähnte Dominikanermönch ihr Don Juans Schreiben. Der Mönch beglückwünschte sie ob der Entrinnung aus furchtbarer Gefahr. Sie aber setzte allen Ermahnungen nur die Worte entgegen: „Er hat mich nie geliebt!"

Don Juan zeigte in der Folge, dass mit Annahme des Mönchgewandes auch seine Bekehrung ganz aufrichtig sei. Keine Bussübung fand er zu hart, keine Qual für zu gross. Da ward er nach Ablauf der bestimmten Zeit als Bruder Ambrosius in das Kloster aufgenommen.

So hatte er schon mehrere Jahre mit frommen Werken und Bussübungen zugebracht. Eines Nachmittages arbeitete er unbedeckten Hauptes im Garten. Aufschauend bemerkte er einen schönen jungen Mann vor sich, der in einen Mantel gehüllt war. „Gedenkt Ihr wohl noch der Belagerung op Zoom?" unterbrach endlich der junge Mann das Schweigen. „Habt Ihr einen Soldaten, genannt Modesto, ganz vergessen?" Don Juan erbebte. Kalt fuhr der Unbekannte fort: „Modesto, der bin ich. Ich habe damals Don Garcia getötet, während ich Euch zu töten beabsichtigte. Mein wirklicher Name ist Don Pedro de Ojeda. Meinen Vater habt Ihr getötet, meine beiden Schwestern habt Ihr getötet. Ich hasse Euch und will mich an Euch rächen!"

Don Juan warf sich vor ihm nieder und flehte ihn an, ihm ein Mittel zu nennen, wodurch er erreichen könne, von ihm nicht verflucht zu werden.

Don Pedro antwortete: „Lasst Eure Heuchelei! Mein Fluch lastet schon längst auf Euch, aber ich führe Wirksameres bei mir, als blosse Verwünschungen."

Mit diesen Worten schlug er den Mantel zurück und zeigte zwei lange Stossdegen. Er zog sie aus der Scheide und steckte sie beide in die Erde. „Wählt, Don Juan," sprach er. „Ihr oder ich, einer von uns verlässt nicht lebend den Garten!"

„Tötet mich, Don Pedro!" rief der Mönch, „ganz nach Eurem Belieben, doch nie werde ich mich mit Euch schlagen!"

„Ja, ich will dich töten, Elender! zuvor aber dich behandeln, wie es einem feigen Schurken, wie du bist, gebührt." Mit diesen Worten versetzte er ihm einen Backenstreich. Ein dunkles Rot überflog des Geschlagenen Antlitz. Der ganze Stolz und Zorn seiner

Jugend brachen wieder aus ihren Banden hervor. Wortlos stürzte er auf die Schwerter und raffte hastig eines von ihnen auf. Ebenso schnell fiel Don Pedro mit dem anderen aus; wütend drangen beide aufeinander ein, ohne an Verteidigung zu denken. Don Pedros Klinge verfing sich in Don Juans wollenem Gewande, während dieser sein Schwert bis an das Heft seinem Gegner in die Brust stiess. Don Pedro verschied auf der Stelle. —

Als Don Juan seinen Feind, den Bruder seiner Teresa, tot vor sich ausgestreckt sah, stand er geraume Zeit wie zu Stein geworden. Nach und nach erst kam er zu sich, stürzte sich auf die Leiche und suchte sie wieder ins Leben zurückzurufen; allein er hatte zu viele Wunden gesehen, als dass er einen Augenblick an der Tötlichkeit dieser hätte zweifeln können.

Das blutige Schwert zu seinen Füssen schien ihm zuzuwinken, es jetzt gegen sein eigenes Leben und zu seiner eigenen Bestrafung zu gebrauchen. Doch gab er diesem Gedanken nicht nach, sondern eilte zu dem Oberen des Klosters, um zu dessen Füssen und unter Thränengüssen den Vorfall zu berichten. Der Obere wollte anfangs der Sache gar keinen Glauben schenken, in der Annahme, die harten Bussübungen hätten den Verstand des Bruders Ambrosius getrübt. Jedoch das Blut, das an Don Juans Gewand und Händen klebte, liess bald ihm keinen Zweifel. Als ein Mann von Geistesgegenwart sah er sogleich ein, welch' ungeheure Schmach auf sein Kloster fallen könnte, wenn diese Geschichte öffentlich bekannt würde. Niemand hatte den Zweikampf gesehen; so ging seine ganze Sorge dahin, ihn auch allen Klosterbewohnern verborgen zu halten. Don Juan erhielt Befehl, ihm zu folgen. Mit seiner Hilfe schaffte er den Leichnam in ein an den Garten stossendes Gemach, dessen Schlüssel er zu sich nahm. Nachdem er auch den Bruder Ambrosius in seine Zelle verschlossen, eilte er zum Corregidor, um ihm den ganzen Hergang anzuzeigen.

Es war nicht schwer, die Sache zu unterdrücken. Die Mönche glaubten, der Tote sei in einem Zweikampfe mit einem unbekannten Ritter gefallen und schon verwundet in das Kloster gebracht worden, wo er sogleich gestorben.

Don Juans erneuerte Reue und Gewissensbisse brauchen nicht geschildert zu werden. Solange er lebte, blieb das Schwert, mit dem er Don Pedro durchbohrt hatte, am Fusse seines Lagers aufgehängt. Zehn Jahre noch lebte er in dem Kloster und wurde endlich gleich einem Heiligen verehrt. Er hatte gewünscht, auf sein Grab solle man die Inschrift setzen: „Hier liegt der schlimmste Mensch, der je auf der Erde gewesen!“ Allein es wurde nicht für angemessen gehalten, alle von unbegrenzter Demut zeugenden Anordnungen auszu-

führen. Sein Hospital und die Kapelle, in der er ruht, werden noch jetzt von den Fremden, die durch Sevilla reisen, besucht. —

Das Lebensbild von Don Juan de Maranna zeigt uns einen Don Juan der reuigen Art. Aber es ist deshalb nicht minder furchtbar.

Wodurch unterscheidet sich dieses Lebensbild von solchen, die der Gegenwart angehören? Wie schon in den diese Erzählung einleitenden Betrachtungen erwähnt worden ist, und wie jeder nunmehr selbst bestätigen wird, nur in unwesentlichen Zügen. In der Hauptsache ist es ein Lebensbild, das unserer Zeit so gut angehört, wie jener vergangenen. Woher rührt der fehlende sittliche Fortschritt seitdem, oder gar die Abwärtsbewegung? Zu einem Teile gewiss rührt dies her von der fast allgemein verbreiteten Unsicherheit in der Kenntnis der sittlichen Normen. Sichere Kenntnis derselben hat der eben betrachteten Gestalt, hat allen zuvor betrachteten Gestalten gefehlt. Sichere Kenntnis aber ist unter allen Umständen ein bedeutender Gewinn und Vorsprung. Sie wird dazu führen, die eigene Lebensbahn mit besserer Zuversicht wandeln zu lernen.

F. Der biologische Standpunkt.

Von der Biologie, der Erforscherin und Lehrerin des Lebens, das in so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit unseren Planeten ziert, erwartet niemand eine karge Hand. Warum sollte sie in der Gestattung von Gaben und Genüssen für die unendliche Menge der Einzelwesen, der Kinder der grossen Natur, so sparsam sein? Einem strengen Moralprediger glaubt man die Rolle des Kargens eher überlassen zu dürfen, nicht aber ihr. Sie dagegen werde den Überfluss und die Verschwendung wahrzumachen haben.

Aber siehe da! Die Vermutung ist eine trügerische, die Erwartung eine irrige. Schon in jenen ersten Sätzen sind mehrere Widersprüche gegen die Annahme einer bis zum Ersticken reichen Gewährung von Gaben an die einzelnen enthalten. Wenn der Geschöpfe so viele sind, so muss es Grenzen der Gewährung geben. Die Oberfläche der Erde selbst, so gross sie ist im Verhältnisse zu den Einzelwesen, ist doch ebenfalls begrenzt. Genussmittel und Geniessende also unterliegen in Zahl und Masse nicht der beliebigen Willkür, sondern der strengen Norm. Das Leben selbst ist ferner eine so zarte und feine Erscheinung, dass schon allein diese Eigenschaft eine Überbürdung nicht als Wohlthat, sondern als Fehler, als Ursache der Störung und sogar des Unterganges erscheinen lässt. Also Zügellosigkeit, Ungebundenheit und Gesetzlosigkelt kann nicht sein, wo das Leben gedeihen soll.

Selbst der Satz: „Raum für alle hat die Erde“, ist nicht richtig.

Wohl aber gilt der andere Satz desselben Dichters in vollem Masse: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stossen sich die Sachen."

Täglich gehen wegen Raum- und Nahrungmangel ungezählte Existenzen zu Grunde, die von der Natur erzeugt worden sind; sei es in frühester Jugend, sei es in späterem Alter. Nicht alle von ihr hervorgebrachten Individuen vermag sie zu erhalten, sondern nur einen Teil; einen Teil erhält sie auf Kosten des Unterganges von anderen. Jener Teil, welcher sich den inneren und äusseren Lebensverhältnissen entsprechend zu erhalten vermag, wird bis zu seiner eigenen Lebensgrenze erhalten; die anderen verfallen dem Untergange.

So eröffnet sich also eine ganz andere Aussicht; wir erkennen, dass alles Leben der Gesetzlichkeit unterworfen ist. Und die Biologie erscheint uns nicht mehr unter dem Bilde einer laxen Verschwenderin; sie hat sich unerwartet zu einer sehr strengen Moralpredigerin umgewandelt.

Die Natur muss fortwährend viele neue Individuen auf den Markt werfen, weil fortwährend viele bereits vorhandene untergehen. Sie wirft sogar immerwährend weit mehr Individuen auf den Markt, als sie zu erhalten vermag. Denn nur ein kleiner Teil aller Keime erreicht das Mass seiner Vollendung. So sichert sie zugleich die Erhaltung der Art und den Kampf ums Dasein, der zum Überleben des Passendsten führt. Das Unpassende, Minderwertige aber hat sie dem Verderben geweiht. Welch' strenge Moralpredigerin ist doch die Biologie geworden! Denn diese und die vorausgehenden Sätze enthalten für den Kenner bereits die biologische Verurteilung des Don Juantums, das einen unfruchtbaren Schädling darstellt.

Kargheit und Übermass sind Extreme; wohl dem Menschen, wenn ihm die goldene Mitte, das Passende, gewährt wird!

Doch ist es nunmehr erforderlich, in Einzelheiten einzutreten und folgendes zu erwägen:

„Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!"

Welch' köstlicher Inhalt birgt sich in diesen wenigen Zeilen! Welch' wichtige Regel sind sie für alle Verständigen! Welch' herrliche Mahnung an alle Kopfhänger!

Aber im Übermasse und einseitig befolgt ist diese Lebensregel der Wahlspruch unseres Don Juan.

Zwar dem Weine, oder sagen wir lieber dem Alkohol, ist die Biologie in gefährlicher Weise nahe getreten. Sie will die alkoholischen Getränke nicht allein auf ein kleines Mass der Gewährung einschränken, sondern ganz versagen. Sie fürchtet, und mit Recht, die zunehmende Alkoholverseuchung der Völker. Seit Jahrtausenden

ist, wie die Biologie nachweist, viel zu viel getrunken worden. Dem daraus entspringenden gewaltigen Schaden kam die Wissenschaft erst spät auf die sichere Spur. Alkohol nämlich ist ein ausgezeichnetes Mittel zur Erhaltung toter anatomischer Präparate in unseren Sammlungen; aber er ist, aus demselben Grunde, ein Feind des Lebens. Er ist ein destruierendes Mittel für lebende Pflanzen, Tiere und Menschen; er vernichtet alle Lebenskeime schon in grosser Verdünnung, wenn er unmittelbar auf dieselben einwirken kann. Er ist insbesondere ein zerstörendes Mittel für lebende Nervensysteme. Wer sich darüber mit eigenen Augen unterrichten will, der gehe hin in die Krankenhäuser, in die Irrenhäuser. Weniger bemerkt wird er im Volke als schleichendes Gift, aber er übt dennoch verheerende Wirkungen aus an der Volksgesundheit und an dem Volkswohlstande. Dies ist so sehr der Fall, dass man allen Bestrebungen, den Genuss des Alkohols zurückzudrängen, ja aufzuheben, mögen diese Bestrebungen von der Gesellschaft oder von den Regierungen ausgehen, fördernd zur Seite stehen muss. Man muss andererseits alle jene tadeln, welche der das Volk decimierenden Alkoholpest müssig zusehen oder gar unterstützend gegenüberstehen. Es kommt hinzu, dass die Alkoholseuche in einer nahen Verbindung steht mit einer anderen Seuche, der Lustseuche. Die Behandlung beider ist am besten gleichzeitig in Angriff zu nehmen.

O, welch' strenge Moralpredigerin ist doch die Biologie! Unerbittlich bringt sie uns um den einen Genuss und um den anderen. Sie hat uns die Alkoholika genommen, so dass von der früher erlaubten Fülle nur ein sehr bescheidenes Mass übrig geblieben ist für den Verständigen. Das schöne Goethesche Lied: „Drum Brüderchen, Ergo bibamus!" und so viele andere schöne Lieder dieser Art werden uns bald anmuten wie Fossilien. Die Poesie des Trunkes wird bald vorsintflutlichen Zeiten zugerechnet werden. Das Weib ist sie im Begriffe uns zu nehmen; und wer weiss, ob die Biologie sich nicht auch gar an den Gesang machen wird, um selbst ihn noch wegzunehmen. Doch wohlan, mag sie ihres Amtes walten! Sie wird nur Unhaltbares entfernen! Jedenfalls wird noch genug übrig bleiben, um aus dem grossen Untergange ein hübsches Erdenleben zu retten. Zum guten Glücke verneint sie nicht nur, stellt sie nicht nur ab, sondern ist sie auch schöpferisch und stellt auf. Sie zerstört nicht nur, sondern giebt auch Ideale. Freilich in Bezug auf den Trunk kommt sie über das alte Ideal nicht hinaus, das schon Hippokrates gekannt hat: Das Wasser aber ist das beste.

Doch wenden wir uns nunmehr zu unserem Hauptgegenstande, dem Weibe.

Naturgemäss kommt dem Weibe im Völkerleben eine weit grössere Bedeutung zu, als dem *Trunke*, selbst im Sinne Don Juans, dem das Weib bloss Genussmittel ist, noch viel mehr aber im Sinne der Menschheit, denn das Weib ist die eine Hälfte der letzteren.

1. Norm und Anomalien.

Was sagt uns die Biologie in Bezug auf die Gewährung des Weibes?

Sie stellt folgenden Hauptsatz auf: Jedem Manne ist von der Natur *ein* Weib, jedem Weibe *ein* Mann gewährt; nicht weniger, aber auch nicht mehr; mehr ist ebenso gegen den Willen und die Ordnung der Natur, wie weniger.

Dieser Satz wird künftighin die Grundlage für alle weiteren Betrachtungen über die Beziehungen beider Geschlechter zu bilden haben; so ist er auch die Grundlage für die folgenden Erörterungen.

Er ist begründet auf die Thatsache der Zahlengleichheit der menschlichen Individuen männlichen und weiblichen Geschlechtes zur Zeit der Reife. Im Tierreiche ist das numerische Verhältnis der beiderlei Geschlechtsindividuen teils das gleiche wie beim Menschen, teils ein anderes. Beim Menschen werden zwar etwas mehr Knaben geboren als Mädchen. Allmählich aber nimmt mit zunehmendem Alter die Zahl der Knaben ab, so dass zur Zeit der Reife ebensoviele oder nahezu ebensoviele weibliche Individuen vorhanden sind, als männliche.

lw	lm	
○	●	1
○	●	2
○	●	3
○	●	4
○	●	5
○	●	6
○	●	7
○	●	8
○	●	9

Fig. 1.

In graphischer Darstellung ist dies Verhältnis durch Fig. 1 ausgedrückt. Auf der einen Seite (lw) sind die ledigen heiratsfähigen Weiber, auf der anderen Seite (lm) ebensoviele ledige heiratsfähige Männer vorhanden. In der Figur sind jederseits nur 9 gezeichnet, der Einfachheit wegen; wir können in Gedanken die Zahlen auf 9 oder auf 90 Millionen anwachsen lassen; es kommt nur darauf an, zu sehen, die Anzahl der männlichen und weiblichen Geschlechtsindividuen sind zur Reifezeit die gleiche.

Nun ist es vorteilhaft, die gleiche Figur zu der Erwägung zu benutzen, welches wohl die *normalen Beziehungen* der vorhandenen Männer zu den vorhandenen Weibern sein werden. Voraussetzung ist, dass alle Individuen jeder Reihe gesund sind und dass die Individuen jeder Reihe unter sich gleiches Recht in Hinsicht

des Geschlechtslebens haben. Diese Gleichberechtigung kann ebensowenig bestritten werden, als die Thatsache der Gesundheit der einzelnen Individuen. Krankheit gehört auf beiden Seiten zu den Ausnahmefällen; sie kann daher zunächst ausser Betrachtung bleiben.

Bleiben wir also bei der Annahme der Gesundheit und Gleichberechtigung je beider Reihen von Individuen, so liegen zwei Möglichkeiten vor, die Männer auf die Weiber oder die Weiber auf die Männer rechtlich zu verteilen. Entweder entfällt je auf einen Mann je ein Weib, oder es entfallen auf jeden Mann alle Weiber und auf jedes Weib alle Männer. Ersteres ist auf der ganzen Erde möglich; letzteres ist bei der grossen Anzahl der reifen Geschlechtsindividuen auf der ganzen Erde ein Ding der physischen Unmöglichkeit; nur in vielen kleinen Bezirken würde sich dies über die ganze Erde hin durchführen lassen. Beide Möglichkeiten erfüllen die Forderung der Gerechtigkeit; die erstere Möglichkeit aber erfüllt zugleich die Forderung der biologischen Wahrheit.

Erstere Möglichkeit stellt die Einehe oder Monogamie dar; letztere Möglichkeit ist dagegen die Promiscuität, die Panmixis, der Hetärismus.

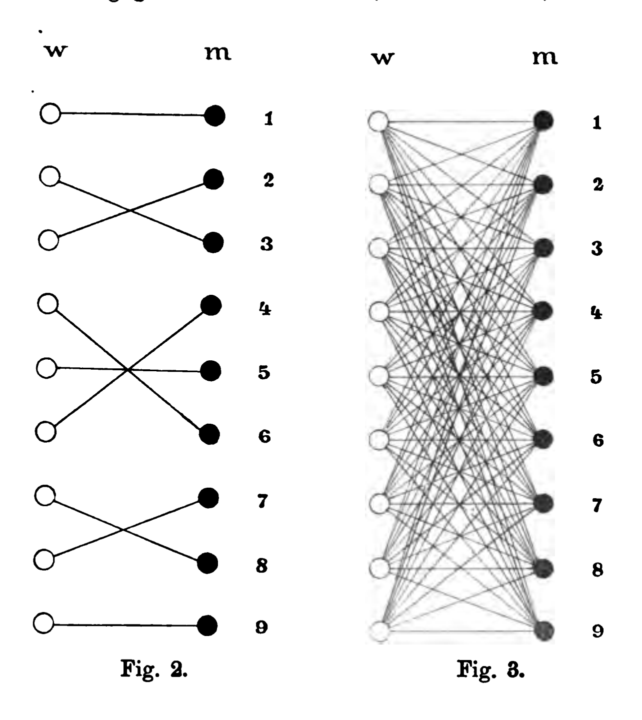


Fig. 2. Fig. 3.

Fig. 2 zeigt uns das Schema der Monogamie, in neun Paaren. Es müssen sich nicht notwendig die gegenüberliegenden Individuen geschlechtlich miteinander verbinden, sondern es kann eine Auswahl stattfinden, wie dies in der Figur angedeutet ist.

Fig. 3 zeigt uns dagegen das Schema der Promiscuität; alle Weiber gehören geschlechtlich allen Männern an.

Ich stehe nicht an, letztere Form der Verteilung der Weiber an die Männer und der Männer an die Weiber (Fig. 3) als eine Anomalie, einen Fehler, eine Abirrung zu bezeichnen, erstere Form dagegen (Fig. 2) als die Norm, die dem Menschen gesetzt ist. Ich glaube auch nicht, dass die monogamische Form der Verteilung geschichtlich aus der Form der Promiscuität (Fig. 3) hervorgegangen ist, sondern halte die Theorie, die das aufstellt, für einen Irrtum. Die Promiscuität bildet für die Monogamie nicht den notwendigen geschichtlichen Durchgangspunkt, sondern die Monogamie ist von Anfang an die Hauptform der geschlechtlichen Verbindung gewesen; sie ist die Frühform und ist die Hauptform geblieben, die Promiscuität dagegen ist eine auf einer gewissen Stufe häufige Abirrung von der Norm und also später als letztere entstanden.

Hier wäre nun Gelegenheit gegeben, die sogenannte Promiscuitätstheorie ausführlich zu behandeln. Aber es würde zu weit führen und das eigentliche Thema schliesslich verhüllen. Ich muss mich daher begnügen, die Gründe anzuführen, aus welchen mir die Promiscuitätstheorie irrig zu sein scheint.

a) Das Weib musste schon in den allerprimitivsten Lebensverhältnissen dem Manne als ein viel zu hohes Gut erscheinen, als dass er es unter sonstigen normalen Verhältnissen ohne Widerstand jedem überlassen hätte.

b) Die Promiscuität ist die denkbar schlechteste Form des Geschlechtslebens in Hinsicht auf Erhaltung und Aufzucht der menschlichen Frucht. Daher ist sie, wo sie vorkommt, eine Begleiterscheinung besonderer und ungesunder Kulturverhältnisse im ganzen, d. h. eine Ausartung.

c) Die Gründe, welche den Vätern der Promiscuitätstheorie zur Aufstellung derselben gedient haben, sind anfechtbar und in verschiedener Weise bereits angefochten worden, in jüngster Zeit mit besonderem Nachdrucke von Richard Mucke. Es bedarf daher die ganze Lehre, die ohnedies nur auf schwachen Füssen steht, einer gründlichen Revision und es ist kaum zu zweifeln, dass die Theorie in der Ausdehnung, die sie beansprucht hat, unhaltbar sein wird.

d) Die Geschlechtsverhältnisse der dem Menschen nächststehenden Tiere, d. i. der Anthropoiden, sprechen gegen die Promiscuitätslehre.

e) Das Weib ist dem Manne nicht bloss von Anfang an ein hohes Gut und wertvolles Besitztum gewesen, sondern auch ein Gegenstand der Liebe, nicht bloss des Geschlechtstriebes. Liebe ist kein spätes Erzeugnis der Kultur; sondern Liebe war von Anfang an vorhanden; denn ausser ihr gab es keine Möglichkeit zur Erhaltung der

Frucht, als deren wichtigstes Schutzmittel sie aufgefasst werden muss; wo aber Liebe ist, ist Ausschliessung anderer und keine Promiscuität vorhanden.

Ganz anders also ist die Norm, d. i. die Monogamie, die Fig. 2 vor Augen stellt. Auswahl und Liebe haben sie begründet. Sie gewährleistet am besten das Ziel des gesamten geschlechtlichen Lebens, nämlich die Erhaltung und Aufzucht der menschlichen Frucht. Der Funktionscharakter der Monogamie ist der denkbar höchste. Sie ist von Natur aus eine Dauerverbindung ernstester Art und umfasst notwendigerweise die ganze Blütezeit des Menschen.

Im höchsten Masse ungerecht und schlecht ist dagegen der Don Juanismus und der Hetärismus, wie die Figuren 4 und 5 deutlich machen.

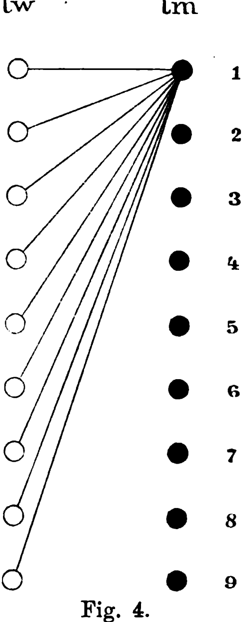


Fig. 4.

In Figur 4 enthält die linke Seite ledige Weiber, während rechts die ledigen Männer stehen. Einer von ihnen (1), Don Juan, erobert eine ganze Reihe von Weibern, seien es ledige, seien es verheiratete. Letztere sind deshalb in der Figur nicht gezeichnet, weil der Ehebruch einer besonderen Behandlung vorbehalten ist. Eine ganze Reihe von Männern (2 bis 9, oder 2 bis 2000, wenn man die Oper in Rechnung zieht) ist durch Don Juan zu geschlechtlichen Nullen herabgedrückt. Entweder werden sie von dem Geschlechtsleben und der Ehe ganz und gar ausgeschlossen, oder sie haben mit Deflorierten vorlieb zu nehmen, oder Don Juan stört die Kreise der schon Verheirateten. Alle diese Möglichkeiten sind ungerecht. Die Männer 2 bis 9 u. s. w., d. h. alle Nicht-Don Juane, werden also darauf halten müssen, dass Don Juan von Anfang an zurückgedrängt wird auf die Eine, die ihm von Rechts wegen angehört, und dass ihm die Übergriffe in das Gebiet anderer unmöglich gemacht werden, deren Existenz durch ihn vergiftet würde. Welch ein Ungeheuer ein Don Juan sei, ergiebt sich aus nichts deutlicher, als aus einer einsichtsvollen Betrachtung der Fig. 4, die zugleich zeigt, in welcher gefährlichen Lage sich die Weiber befinden. Sie wünschen alle die Ehe; die übrigen Männer zaudern, Don Juan stürmt. Was sollen sie thun? Sie werden am besten thun, Goethes Hinweisung zu beherzigen: „Thut keinem Dieb nur was zu lieb, als mit dem Ring am Finger!" Immer aber sind sie in schwieriger Lage, die nur durch Urteilskraft und Klugheit überwunden werden kann. Welch herdenmässiges, hässliches Aussehen

gewährt doch die Weiberreihe der Fig. 4! Ein um so niederdrückenderes, wenn an Stelle der neun Jungfrauen und Frauen hundert oder gar einige Tausend gezeichnet worden wären. Welches ist, in Fig. 4, die Verschuldung der Jungfrauen? Und welches die Verschuldung von Don Juan und die zugehörige Sühne? Eine eigentliche Sühne lässt sich gar nicht geben, denn der frühere Zustand ist nicht wieder herzustellen. Siehe über diesen Punkt noch Fig. 6 und die dazu gehörigen Sätze.

Ungerecht im höchsten Masse ist ferner das Beginnen der Hetäre, d. i. jenes Weibes, welches viele Männer in seine Netze bringt. Es sei eine Unverheiratete zum Ausgangspunkte gewählt, wie in Fig. 5. Sie bildet das Gegenstück zum Don Juan, sie ist der weibliche Don Juan. Die Figuren 4 und 5 miteinander in eine verschmolzen, und für jeden Mann und jedes Weib ausgeführt, geben Fig. 3, das Bild der Promiscuität oder des allgemeinen Hetärismus, wie erstere auch bezeichnet worden ist.

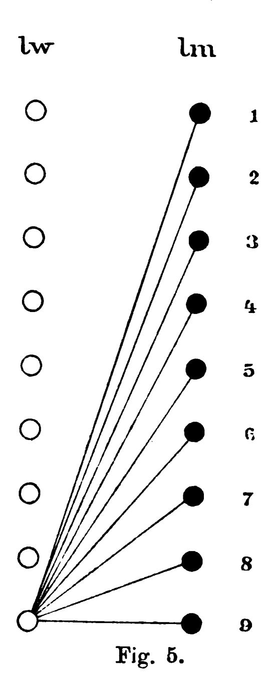


Fig. 5.

Der Schaden, den eine Hetäre anzurichten vermag, ist ausserordentlich und es ist ganz in der Ordnung, wenn alle übrigen Weiber gegen Hetären Front machen. Man sehe sich doch die Weiberreihe der Fig. 5, Nummer 9 ausgenommen, daraufhin an. Die Hetäre 9, die nur einen einzigen Mann als ihr Recht beanspruchen kann, hatte sämtliche Männer der Reihe für sich in Anspruch genommen, geschlechtlich und anderweitig ausgebeutet. Das Ziel alles Geschlechtslebens, die Erhaltung und Aufzucht der menschlichen Art, ist hier noch mehr, als in Fig. 4, zur Grimasse geworden. Nicht die Existenz des für alles Geschlechtsleben in den Vordergrund zu stellenden Kindes kommt hier in Frage, sondern, bei Don Juan wie bei der Hetäre, in Wegfall, oder auch zur Ausrottung. Der Genuss ist nicht mehr des Geschlechtlebens wegen da, sondern umgekehrt alles Geschlechtsleben bloss des Genusses wegen. Mit anderen Worten: es ist, aus Gründen des Genusses, eine Verwechselung des Mittels mit dem Zwecke ins Werk gesetzt werden.

Aus der Betrachtung der Fig. 5 ergiebt sich ferner mit Leichtigkeit, in welcher Weise die Hetäre zu schaden vermag. Sie lockert die guten Sitten der Männer, zieht sie von der Ehe ab und vermag, wenn sie erkrankt ist, auf unzählige die Keime der Krankheit zu übertragen. Den übrigen Weibern nimmt sie die Möglichkeit weg,

reine Männer zu erhalten; sie werden durch die Hetäre zugleich in ihrem Rechte auf Männer verkürzt, die ihnen von der Hetäre weggenommen werden. Sind die von der Hetäre in Beschlag genommenen Männer verheiratet, alle oder nur einzelne, so ist das Übel ebenso schlimm; und es liegt zugleich Ehebruch vor.

Vergleicht man die Reihe der Schäden und Rechtsverletzungen, welche eine Hetäre erzeugt, mit jenen, welche Don Juan zu stande bringt, so sind sie vielleicht als gleich gross zu bezeichnen; denn es ist nicht zu vergessen, dass ein kranker Don Juan seinerseits unzählige weibliche Individuen zu vergiften vermag.

Don Juan und Hetäre sind als Massenverführer im weitesten Sinne zu beurteilen. Doch ist die Verschuldung der Hetäre viel geringer, als die des Don Juan, aus vielerlei Gründen. Von diesen sei hier der wichtigste besonders hervorgehoben, darin bestehend, dass weitaus die Mehrzahl der Hetären ihr Los der Schuld der Männer verdankt, die sie zur Prostitution erniedrigt haben. Üble soziale Lage und Unwissenheit der Mädchen kommen als begünstigende Momente hinzu, um sie dem Verderben zu überantworten. Es muss als ein ganz leichtfertiges Verfahren bezeichnet werden, die Männer von der Schuld zu entlasten und sie ganz und gar dem weiblichen Geschlechte aufbürden zu wollen.

So verhält es sich mit den männlichen und weiblichen Massenverführern. Aber es genügt nicht, allein diese ins Auge fassen. Es verlohnt sich vielmehr der Mühe, ja es ist sogar unerlässlich, auch den einzelnen Fall näher kennen zu lernen. Besonderheiten, die vorher unbeachtet geblieben sind, treten hierbei in ein um so schärferes Licht.

2. Der einzelne Fall.

a) Eine heiratsfähige Jungfrau wird von einem ledigen Manne unter dem Versprechen der Ehe verführt und empfängt ein Kind. Der Mann aber löst das Eheversprechen nicht ein. Fig. 6 führt dieses Schema vor.

Welche biologischen Vorgänge haben hier stattgefunden und welche Folgen gehen für beide Teile aus der Sachlage hervor? Hierauf ist folgendes zu antworten: Das Weib ist nicht mehr Jungfrau und auch der Mann ist nicht mehr intakt, sondern hat geschlechtlich jemand angehört. Es haben die gleichen biologischen Vorgänge stattgefunden, die auch in der Ehe vollzogen werden. Mann und Weib (Nr. 4) haben das ihnen von der Natur gewährte Erbe hiermit bereits angetreten, d. h. die zugehörige Weibes- und Manneseinheit übernommen. Sie verhalten sich nicht mehr, wie die oberhalb und unterhalb gezeichneten Jungfrauen und Junggesellen, sondern sind zur innigsten

biologischen Vereinigung gelangt, die es giebt. Wenn der Mann die ihm von der Natur gewährte Weibeseinheit bereits übernommen hat, so hat er keinen Anspruch auf weitere Weiber mehr; er darf kein anderes Weib mehr heiraten. Denn alle anderen Weiber (1—3 und 5—9) werden von anderen Männern erwartet und erwarten ihrerseits andere Männer, als ihn. Er ist bereits vergeben, ebenso das von ihm genommene Weib; beide sind aus der Reihe der noch freien Paare ausgeschieden. Wenn ein Weib aus der Reihe 1 bis 3 und 5 bis 9 den Mann 4 wählen wollte, so würde sie einen bereits Vergebenen und in gewissem Sinne Beschädigten wählen und das Recht auf einen freien Mann aufgeben; sie würde aber auch das Weib 4 beschädigen, dem sie den zugehörigen Mann 4 entreisst. Der Mann 4 dagegen, der ein anderes Weib als das von ihm betrogene Weib 4 heiraten wollte, würde alle übrigen Männer beschädigen, die er der Gefahr aussetzt, das Weib 4 zu erhalten; er würde natürlich auch das Weib 4 dadurch beschädigen, selbst aber in der Lage sein, statt des *einen* ihm von der Natur gewährten Weibes deren *zwei* erhalten zu haben. Auf sein Vergehen wäre eine *Prämie* gesetzt, die Eroberung eines Weibes, für das er nicht nur in untergeordneter Weise einzustehen hat. Das Weib 4 und ihr Kind sind in diesem Falle Verlassene. Dieses Weib würde äusserst schwer noch einen anderen Mann finden, der es ehelichen wollte, vorausgesetzt, dass sie darnach streben würde, und vorausgesetzt, dass es für sie noch einen Mann gäbe. Aber es giebt rechtlich keinen, denn sie hat die ihr von der Natur gewährte Manneseinheit bereits erhalten. Würde man ihr aus dem anscheinend so grossen Topfe von Männern einen neuen Mann zur Verehelichung gestatten, so würde sie alle übrigen Weiber beschädigen, von welchen Eines eines freien Mannes verlustig gehen würde, falls es nicht vorzieht, ledig zu bleiben.

lw lm

1 2 3 4 5 6 7 8 9

Fig. 6.

Es ergiebt sich also, der Mann 4, der das Weib 4 verführt hat, darf kein anderes Weib heiraten; er hat die ihm zustehende Weibeinheit bereits erhalten. Ebenso darf das Weib 4, welches vom Manne 4 verführt worden ist, keinen anderen Mann heiraten; sie hat die zustehende Manneseinheit bereits erhalten. Wenn beide mit ihrem Gute verkehrt umgegangen sind und ihr Gut verdorben haben, so ist das *ihre* Schuld, in unserem Falle wesentlich die des Mannes; er vor allem hat die Verantwortung für sein Thun zu tragen. Er konnte

sich ein Weib suchen, mit dem er eine Normalehe eingehen wollte; er hat es nicht gethan, sondern mit dem einen, ihm möglichen Weibe frevelhaftes Spiel getrieben; er hat die Folgen zu tragen, gleich ihr.

Was hat nun der Mann 4 mit dem verlassenen Weibe 4 weiterhin zu thun? Soll er sie ehelichen? Soll er dazu gezwungen werden? Für meine Aufgabe hat diese Seite der Frage geringere Bedeutung; aber nach meiner Ansicht ist im vorliegenden Falle allerdings die Ehe gesetzlich zu schliessen, dann aber zu lösen. Weib und Kind haben die Rechte einer geschiedenen Frau und ihres Kindes dadurch erhalten, die ihnen gebühren.

So liegen die Dinge grundsätzlich. Nun kann man noch in Erwägung ziehen, ob, da gegenwärtig eine so grosse Überzahl lediger Weiber vorhanden ist, man sich dazu verstehen dürfe, einstweilen noch die Wiederverheiratung von Personen der Gruppe 4 zu gestatten. Man erkennt leicht, dass im Falle der Eheschliessung und nachfolgenden Scheidung dieses Ziel ohnedies erreicht würde.

b) Der Fall ist dem vorigen gleich, mit dem Unterschiede, dass, an Stelle einer erfolgreichen, eine erfolglose Beiwohnung stattgefunden hat.

Das Fehlen eines Kindes bedingt keine wesentliche Änderung in der Beurteilung dieses Falles. Es gelten für ihn daher die gleichen Bestimmungen.

c) Der Fall ist der gleiche wie bei a, ausgenommen, dass ein Eheversprechen nicht stattgefunden hat; ein Kind ist da.

Die Beurteilung ist vom biologischen Standpunkte aus die gleiche wie zuvor. Mann und Weib haben je die zugehörige Weib- und Manneseinheit bereits erhalten, wie in Figur 6, die auch für diesen Fall Geltung hat. Die übrigen Männer und Weiber sind nicht mehr für das Paar 4 da, sondern ganz und gar für einander bestimmt, um Paare zu bilden. Das mangelnde Eheversprechen hindert hieran nichts. Das Paar 4 kann also auch in diesem Falle keine neuen Heiraten eingehen. Dass beide ihr Erbe ungehörig verwaltet haben, ist ihre eigene Schuld; andere haben dafür die Verantwortung nicht zu tragen. Auch in diesem Falle ist für das Paar 4 die gesetzliche Eheschliessung erforderlich, mit nachfolgender Scheidung. Um einen Unterschied gegenüber a zu markieren, können güterrechtliche Modifikationen Platz greifen.

d) Der Fall ist der gleiche wie in a, ausgenommen den Umstand, das kein Eheversprechen stattgefunden und eine erfolglose Beiwohnung stattgefunden hat.

Selbst in diesem Falle ist zu betonen, dass Mann und Weib je eine zugehörige Weib- und Manneseinheit bereits gefunden haben und anderweitige Weiber und Männer nicht für sie vorhanden sind. Für

diejenigen, welche einen solchen Fall leicht nehmen sollten, ist zu bemerken, dass die geschlechtliche Beiwohnung keineswegs als eine leichte Angelegenheit betrachtet werden darf; sie hat vielmehr die biologische Bedeutung einer Auslösung des Geschlechtsmechanismus, dessen einzelne Glieder nunmehr in Gang gelangen; sie schliesst und vollzieht daher die Ehe. Man darf das Liebesdrama nicht als ein einaktiges Lustspiel auffassen. Das Liebesdrama hat vielmehr fünf Akte, nämlich die folgenden: Beiwohnung, Befruchtung, Entwickelung der Frucht und Geburt derselben, Aufzucht, Versorgung des Kindes; wenn man will, kann auch an Stelle des Aktes „Versorgung" der Tod der Eltern gesetzt werden. Die „Versorgung" fällt dann zum Akte der „Aufzucht". Ist diese Aufzucht vollendet, so hat das Liebesdrama sein Ende erreicht, die Eltern sind unterdessen gealtert und sterben. So ist es ja in der That beim Menschen. Nur ist hinzuzusetzen, dass statt eines einzigen Kindes normalerweise mehrere zu entwickeln, zu gebären, aufzuziehen und zu versorgen sind: für dieses Ziel ist die Lebensdauer des Menschen bemessen; ist das Ziel erreicht, so hat das Leben der Eltern keinen Wert mehr, sie treten vom Schauplatze ab und überlassen ihn der Nachkommenschaft. Die Erfordernisse der Frucht bestimmen hiernach in erster Linie die Lebensdauer des Menschen, richtiger noch ausgedrückt die Erfordernisse der Erhaltung der Art.

Wenn im vorliegenden Falle die Beiwohnung erfolglos geblieben ist, so ändert dies nicht die allgemeine Sachlage; ein vorübergehender Zufall selbst kann die Erfolglosigkeit bedingt haben. In seiner Beurteilung schliesst sich also dieser Fall ganz an c an.

e) Verführung einer Minderjährigen von seiten eines Ledigen.

Mag auch die Jungfrau minderjährig sein, so genügt ihre Person ebensogut wie die einer Grossjährigen, um als Weibeinheit dem Manne gebenüber zu gelten. Er hat die ihm von der Natur gewährte Weibeinheit in Form einer Minderjährigen sich angeschlossen. Alea jacta est. Für ihn und für sie ist die zugehörige Einheit bereits gewonnen; andere Einheiten sind nicht für sie vorhanden. Im vorliegenden Falle zeigt es sich sogar besonders scharf, dass der von den Männern geträumte grosse Topf mit Weibern, die in beliebiger Anzahl zur Erwerbung bereit liegen, nicht vorhanden ist. Vielmehr es ist ein gleich grosser Topf mit ebensovielen Männern vorhanden, als in jenem Frauen liegen. Werden die Weiber des einen Topfes an die Männer des anderen Topfes in gerechter Weise verteilt, so erhält jeder Mann ein Weib, jedes Weib einen Mann, nicht aber mehr, nicht weniger. Auch die Minderjährige zählt hier mit. Somit ist dem Manne dadurch eine andere Heirat verschlossen. Und es erscheint nur als eine gerechte weitere Strafe, wenn auch hier, nach erreichter Grossjährigkeit,

das Mädchen dem Manne durch das Gesetz ehelich verbunden wird, mit eventuell sofort sich anschliessender Scheidung.

f) Die Beiwohnung von zwei Minderjährigen ist ganz im Sinne von e zu beurteilen.

g) Mehrfache Verführung.

Wenn ein Mann, wie in Fig. 4, mehrere ledige Weiber verführt hat, so hat er sich entweder, nach dem Obigen, ebensoviele Scheidungsehen auf den Hals geladen; oder aber es ist nur die erste Verführung als Scheidungsehe, die Reihe der folgenden dagegen als Ehebruch aufzufassen und zu behandeln.

Die zur Zeit geltenden gesetzlichen Bestimmungen sind weit entfernt davon, im Sinne der vorgeschlagenen Ordnung zu wirken. Dies ist leicht begreiflich. Denn die Auffassung der Sachlage von seiten der Gesetzgeber ist eine andere gewesen. Aber von dem wenig orientierten Gesetzgeber ist an den besser zu orientierenden Berufung einzulegen.

Die Annahme der bezüglich der Verführung hier aufgestellten Forderungen wird der Gerechtigkeit dienen; sie wird das Weib von einer widerrechtlich lastenden schweren Bedrückung befreien und die bisherige fürchterliche Opferung des Weibes beseitigen; sie wird die Prämie zurückziehen, die bisher der Mann für Verführung erhielt; sie wird dazu beitragen, den Geschlechtsverkehr in normalere Bahnen zu bringen.

3. Atavismus.

Wenden wir uns nach der Erörterung einzelner Fälle wieder zu den Massenverführern zurück, zum Don Juan und zur Hetäre, so ist zu ihrer weiteren Beurteilung hervorzuheben, dass sie nicht nur höchst ungerecht verfahren, sondern auch einer ganz niedrigen, als Atavismus zu betrachtenden Art des Geschlechtsverkehres huldigen, die den Stempel der Inferiorität an der Stirne trägt.

Zwei Triebe führen die Geschlechter einander in die Arme, der Geschlechtstrieb und die Liebe. Jener kommt in der Tierwelt in sehr weiter Verbreitung vor und erstreckt sich aufwärts bis zum Menschen. Der letztere besitzt auch die Fähigkeit der geschlechtlichen Liebe; bei den nächsten Verwandten des Menschen sind ebenfalls noch deutliche Spuren geschlechtlicher Liebe vorhanden; doch ist es zweifelhaft, wie weit sich die Anfänge dieser Fähigkeit in der Tierwelt abwärts erstrecken.

Der Lachs, der aus dem Meere stromaufwärts steigt, um im süssen Wasser Eier und Samen abzulegen, wird vom Geschlechtstriebe geleitet; Männchen und Weibchen nehmen nach der Ei- und Samenablage keinen weiteren Anteil mehr aneinander, so wie sie auch vorher

keinen Anteil aneinander genommen haben; selbst an dem Ergehen der Frucht sind sie nicht ferner interessiert; die Frucht ist gut ausgestattet und an passendem Platze untergebracht, das genügt. Der Geschlechtstrieb hat das Männchen und das Weibchen einander genähert; beide entfernen sich wieder von einander, sowie die geschlechtliche Aufgabe erledigt ist; sie bleiben sich einander zeitlebens fremd.

So fremd wie in diesem Falle stehen sich die Eltern gegenseitig und bezüglich der Frucht keineswegs im ganzen Tierreiche gegenüber. Es giebt vielmehr im Tierreiche weit verbreitet Schutz- und Pflegeeinrichtungen der verschiedensten Art, welche nicht bloss die Mutter zur Fürsorge für die Brut nötigen, sondern auch das Männchen zwingen, für Mutter und Frucht besondere Dienste zu leisten. Man denke nur an den Nestbau der Vögel, an deren Brutpflege, an den Schutz, den die Eltern der Brut gewähren und wie sie letztere gegen Feinde verteidigen. Die Triebe zu diesen Leistungen sind den Tieren angeboren, man nennt sie Instinkte und deutet sie als langsam erworbene und vererbte Fertigkeiten.

Eine solche Schutzeinrichtung psychischer Art nun ist die Liebe. Sie ist eine Kraft von wunderbarer Tiefe und hat zum Ziele, die Verbindung selbst und mit ihr die Frucht zu schützen. Sie schützt die Verbindung vor vorzeitiger Auflösung und teilt den Eltern die Fähigkeit mit, sich gegenseitig das Höchste zu leisten und zugleich der Frucht damit zu dienen. Würde die Verbindung vorzeitig auseinander fallen, wie es ohne die treibende Kraft der Liebe mit Sicherheit geschehen würde — vom staatlichen Schutze der Verbindung ist zunächst abzusehen —, so wäre damit auch das Gedeihen der Frucht in Frage gestellt, ja ihr Untergang besiegelt. So verhält es sich vor allem beim Menschen und schon in den primitivsten Zuständen; wir können dies mit Sicherheit schliessen. Die Mutterliebe allein genügt nicht für den notwendigen Schutz und die Versorgung der Frucht; denn der übermächtigen feindlichen Gewalt unterliegen Mutter und Kind zusammen. Es bedarf des väterlichen Schutzes, um Mutter und Kind zu sichern. Hierin, sowie in der schon erwähnten Mitwirkung zur Anbahnung des Bundes, ist die biologische Bedeutung der Liebe gelegen; also in anderen Dingen, als die Dichter sagen.

Es ergiebt sich hieraus mehreres, was interessant ist und gleich hervorgehoben werden muss. Die geschlechtliche Liebe ist nichts Verwerfliches, sondern umgekehrt ein hohes und unentbehrliches Gut. Nicht mit Unrecht ist sie von allen Dichtern so hoch gefeiert worden, aber freilich aus ganz anderen Beweggründen, als wir Biologen es zu thun vermögen. Sie ist eine Kraft, die schon in den Frühzeiten des Menschengeschlechtes bestand, aber in der Folge häufig verdunkelt oder verschüttet wurde, so wie ganze Städte von den Lavamassen

feuerspeiender Berge verschüttet worden sind. Es gilt, sie von den aufgetürmten Schlacken zu befreien und sie klar und blank zu zeigen, wie sie in Wirklichkeit beschaffen ist. Sie war nicht bloss ehedem vorhanden und hat ihr Dasein bis in unsere Zeit erstreckt, sondern wird auch in der Zukunft sein. Sie wird nicht vergehen, sondern dauern, so lange das Menschengeschlecht dauern wird. Denn sie ist durch nichts anderes zu ersetzen; alle versuchten und denkbaren Ersatzmittel oder Ergänzungen, wie staatlicher Schutz, die Kraft gewonnener Einsicht u. s. w., sind mit ihr nicht zu vergleichen, sie wirken nur mit halber Stärke. Nicht die Liebe in Form eines verderbenbringenden Dämons wird dauern, sondern die starke, helfende und schützende Liebe. Sie sichert durch den Schutz, den sie mitteilt, auch sich selbst; die verderbenbringende dagegen vernichtet mit dem Verderben, in das sie ihre eigenen Verbündeten verschlingt, auch sich selbst; so ist sie zum Aussterben, jene aber zur Erhaltung, zur Dauer bestimmt. Wie sie sich entwickelt hat, ist nicht leicht zu sagen; aber unzweifelhaft geschah es aus dem Geschlechtstriebe heraus. Von ihm aus hat sie ihren Siegeszug begonnen, aus kleinen Funken, die der Hilfsbereitschaft, Dankbarkeit, Hoffnung und dem Mitleide entglommen sind und ihres Nutzens wegen erhalten blieben, kräftiger anwuchsen und zur schützenden Glut allmählich erstarkten.

Der Geschlechtstrieb geht auf das allgemeine, die Liebe auf das besondere; sie wählt aus und beschützt in Treue das Ausgewählte. Der Geschlechtstrieb dagegen kennt die Treue nicht, die der Liebe hervorstechendster Zug ist. Der Geschlechtstrieb ist treulos, die Liebe treu. Wo der Geschlechtstrieb allein beim Menschen herrschend wird, zerstört er alles; er ist zugleich in seiner Kahlheit eine untermenschliche Eigenschaft, ein Atavismus, ein Rückfall in die niedere Tierwelt; die echte Liebe aber ist die Zierde des wahren, voll entwickelten Menschen.

4. Normalehe.

Die Don Juan-Sage führt uns zu Gemüte, das Übermass sinnlichen Genusses, zunächst des geschlechtlichen, sei vom Übel und stürze beide Teile, den Lüstling und seine Opfer, ins Verderben. Sie widerrät also dem Übermasse. Aber sie sagt uns hiermit noch nicht, welche Form des Geschlechtslebens als die Norm zu betrachten sei. Dies ist, wie oben gezeigt worden ist, unzweifelhaft die Ehe, und zwar die Einehe, die Monogamie. Da aber Ehen nicht von in Wüsten isolierten Paaren geschlossen werden, sondern von in Staaten lebenden Personen, und da der Staat den Ehen gegenüber keinen unbeteiligten Zuschauer darstellt, sondern eine Menge von Rechtsverhältnissen der Ehe zu ordnen hat, so ergiebt sich leicht, dass nicht

bloss die Monogamie als solche die Norm des Geschlechtslebens darstellt, sondern die in die Rechtsordnung des Staates aufgenommene Form der Monogamie. Diese ist als Normalehe zu bezeichnen. Der Wichtigkeit entsprechend, welche die Ehe für den Staat, für die Gemeinde und für die Individuen hat, haben sich von alter Zeit an Gebräuche ausgebildet, unter welchen insbesondere die kirchlichen eine grosse Rolle gespielt haben und es noch thun. Solche Gebräuche sind nur zu verständlich, und es liegt uns ferne, Widerspruch gegen dieselben erheben zu wollen; es handelt sich hier nur darum, sie dem Verständnisse nahe gelegt zu haben.

Wie wenig im allgemeinen selbst in den gebildeten Teilen des Volkes richtige Urteile über das Geschlechtsleben verbreitet sind, davon giebt beispielsweise folgendes Vorkommnis ein ergötzliches Bild. Es sei mitgeteilt, weil vielleicht einzelne meiner jüngeren Leser sich ebenfalls noch nicht auf das Festland geordneter Vorstellungen gerettet haben.

Eine Deputation junger Juans war, von der Richtigkeit und Unanfechtbarkeit ihrer Lebensführung durchdrungen, zu mir gekommen, um im Namen vieler zu sagen, sie wollten gar nicht zeugen, sondern sich in der Geschlechtsphäre bloss gestatten, dem Vergnügen zu leben. Ich sagte ihnen, das sei ja zu meinem Befremden das richtige Don Juantum und dieses könne nicht gelobt werden. — Um ihnen aber noch etwas zum weiteren Nachdenken mit auf den Heimweg zu geben, ward folgendes von meiner Seite gleich hinzugefügt: Sie seien alle noch nicht in der Lage zu heiraten, sie hätten also mit dem Zeugen auch nichts zu thun. Aber vielleicht würden sie sich der Einsicht nicht verschliessen, dass das Liebesdrama nicht aus einem einzigen Akte bestehe, sondern aus deren fünf. Es liege keinerlei Recht für irgend jemand vor, den ersten Akt mitspielen zu wollen, für die übrigen aber sich wie ein Dieb aus dem Staube zu machen. Wer also nicht alle Akte mitspielen wolle oder könne, der habe auch den ersten zu vermeiden. Falschspieler seien auf diesem Gebiete weniger zu gebrauchen, als auf allen anderen; und solche wollten sie doch gewiss nicht sein.

Als sie stutzten und verlegen wurden, gab ich ihnen den Rat, dafür zu sorgen, dass sie recht bald zu heiraten imstande wären.

5. Hilfsmittel.

Unter Don Juantum sind die Lehren und Gebräuche verstanden, welche darauf ausgehen, das Geschlechtsleben der Gesellschaft ganz auf die rücksichtslose Befriedigung des Geschlechtstriebes zu stellen und die Gesellschaft für die Zwecke des letzteren auszubeuten.

Giebt es Mittel gegen das Don Juantum, gegen seine weitere Ausbreitung und für seine kräftige Eindämmung?

Das Don Juantum nagt in gefrässiger Weise an den Wurzeln des Staates, an dem Gedeihen und an der Gründung der Familien, an der Gesundheit der Individuen; es vernichtet zugleich diejenigen, die ihm huldigen und verdirbt die Volksmoral in tiefgreifender Weise. Niemand hat also Ursache, ihm wohlwollend zur Seite zu stehen oder gar es zu züchten; alle aber sind dabei interessiert, es einzudämmen.

Es fehlt nicht an Mitteln hierfür. Ein nicht gering zu schätzendes Mittel ist schon die Verbreitung richtigen Wissens. Das Wissen ist eine starke Stütze im Kampfe gegen die Unsittlichkeit; es stählt den Charakter, wie nichts anderes in gleichem Grade, und ermöglicht die richtige Lebensführung.

Das zweite Hauptmittel ist die Beförderung rechtzeitiger Heirat. Es genügt nicht zu wissen, dass die richtige Form des menschlichen Geschlechtslebens die Normalehe ist (die auch schon Vollehe genannt wurde); sondern es ist auch zu wissen erforderlich, dass die Eingehung einer solchen Ehe staatsbürgerliche Pflicht ist. Auf die Notwendigkeit, das Bewusstsein dieser staatsbürgerlichen Pflicht im Volke wieder zu erwecken, ist in den letzten Jahren mit überzeugenden Worten von Eduard v. Hartmann hingewiesen worden. Ich habe ihn vom biologischen Gesichtspunkte aus in diesem Bestreben nach Kräften unterstützt und trete auch an dieser Stelle wieder für diese Sache ein. Das Ziel ist die Verheiratung aller Heiratsfähigen. Die Bedeutung dieser Angelegenheit ist so gross, der Gewinn so ausserordentlich, und die Schäden, die zur Erfüllung dieses Zieles hintreiben müssen, von so erschreckendem Umfange, dass die Hoffnung nicht unberechtigt erscheint, das Ziel werde in nicht zu ferner Zeit glücklich erreicht werden.

Die Verheiratung aller Heiratsfähigen wird zunächst den brennendsten Teil der Frauenfrage, d. i. die Jungfernfrage beseitigen. Aber sie wird auch das unberechtigte Junggesellentum, und mit ihm das Don Juantum eindämmen, das in jenem seine Hauptwurzeln hat. Mit der Erfüllung dieser Aufgaben wird auch die Volksmoral eine kräftigere Hebung und Veredelung erfahren, als es durch irgend ein anderes äusseres Mittel jemals geschehen könnte.

Alles was die Heiratschliessung Berechtigter befördern kann, bringt daher dem Ziele näher. Der Züchtung ledigbleibender Jungfern und Junggesellen wirkt in besonderem Grade feindlich entgegen das Prinzip der Alimentierung oder Versorgung der sitzenbleibenden Jungfern durch die sitzenlassenden Junggesellen. Dieses von v. Hartmann und mir verteidigte Prinzip basiert auf der staatsbürgerlichen Heiratspflicht und auf dem Gedanken, das der Mann der natürliche Versorger und

Beschützer der Familie sei. Unterlässt der heiratsfähige Mann unberechtigterweise die Heirat, so beschädigt er das verschmähte Weib, sich selbst, andere Weiber und den Staat, dem alle angehören. Für den hieraus entstehenden Schaden aber ist niemand anderes verantwortlich zu machen, als der Mann selbst. Bisher wälzte der Mann in grösster Gemütsruhe den durch ihn verursachten grossen Schaden auf andere und auf den Staat ab. Aber es liegt auf der Hand, dass, soweit als möglich und erforderlich, dem Schuldigen die Busse auferlegt werden muss.

Da der Grundsatz der Versorgung der Jungfern durch sitzenlassende Junggesellen zu unserer Don Juan-Frage, wie gesagt, in unmittelbarster Beziehung steht, so lege ich hier ein Schema vor (Fig. 7), welches den Gegenstand bildlich erläutern soll. Die Figur zeigt acht verheiratete Paare, ein unverheiratetes (das neunte Paar). Bei allen verheirateten Paaren ist der Mann der Versorger und in einem Berufe thätig. Die Jungfer 9 ist sitzen gelassen, da Junggeselle 9 der Heirat widerstrebt und es vorzieht, in Form eines Don Juan anderen Frauen Serenaden zu bringen (durch die gestrichelten Linien angedeutet). Dadurch wird die Jungfrau 9 getrieben, sich, wenn es sein kann, einem sie ernährenden ehrlichen Berufe zu widmen. Da in weiblichen Berufen Überfüllung und keine Nachfrage herrscht, so sieht sie sich in ihrer Verzweiflung genötigt, in einem männlichen Berufe unterzukommen. Es geschieht, indem sie einen männlichen Arbeiter unterbietet, vielleicht gerade den Junggesellen 9, der nun darben muss und, selbst wenn er wollte, nicht mehr daran denken kann, die Jungfrau 9 zu heiraten. Ist sie nun eine von den klugen Jungfrauen zu nennen? Wir glauben nicht; sie ist vielmehr schon überklug geworden. Vielleicht, da sie einen Beruf hat, heiratet sie nunmehr den Junggesellen 9 und wird zu dessen Versorger; woraus voraussichtlich eine Krüppelehe hervorgehen würde. Vielleicht heiratet sie auch nicht und bleibt ledig, oder sie verfällt der freien Liebe in irgend einer Form.

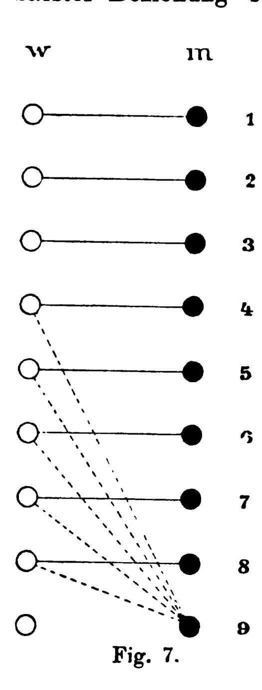


Fig. 7.

Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn Junggeselle 9 gehalten ist, die von ihm sitzengelassene, noch beruflose Jungfer zu versorgen, d. h. ihr ein Viertel bis ein Drittel seines Einkommens auszuzahlen. Dieser Betrag stellt die sehr klein bemessene Busse dar für seine versäumte Heiratspflicht und für alle Schäden, die daraus

hervorgegangen sind. Nunmehr hat die gegen ihren Willen sitzengelassene Jungfer einen Versorger, den widerstrebenden Junggesellen Nr. 9. Die Kraft seines Widerstrebens ist aber nicht mehr von demselben Grade wie früher; der fortwährende Gedanke an die zu zahlende Busse und der Hohn der Jungfer wirken abschwächend auf den Widerstand und brechen ihn zuletzt, sowie der fortwährende Wogenschlag des Meeres selbst Felsen zermalmt. Beständig übt so die Jungfrau einen unsichtbaren Zug auf das Herz des Junggesellen aus. In der Mehrzahl der Fälle wird dieses Herz schliesslich ganz zur Jungfrau hingezogen werden und eine Heirat den Schluss machen. Denn mit erfolgter Heirat hört natürlich die Zahlung der Busse auf; der Junggeselle erheiratet mit der Braut die Busse und die Braut bringt ein Viertel bis ein Drittel des Einkommens in die Ehe mit. Durch ihren unsichtbaren Zug auf das Herz des Junggesellen arbeitet die Jungfrau, wie man deutlich erkennt, auch ganz im Sinne der Mittel gegen das Don Juantum, und es ist klar, wie sehr sie für dieses Thun Anerkennung verdient. Das Ergreifen eines männlichen Berufes wäre dagegen für den Mann und für sie selbst vom Übel, und es bedarf kaum einer besonderen Betonung, dass man ein solches Übel nicht unterstützen darf.

6. Polygamie und Polyandrie.

Es giebt in grossen Städten merkwürdigerweise blühende Vereine, welche es sich zur Aufgabe machen, die Gesellschaft zwar nicht zur Vielmännerei, aber zur Vielweiberei zu bekehren, d. i. zu derjenigen Eheform, in welcher der Mann die Sorge für mehrere oder viele Ehefrauen übernimmt. Ganze Völker, gewisse religiöse Sekten und staatliche Gebilde huldigen bekanntlich der Polygamie und befinden sich dabei anscheinend wohl; oder, wo Gebrechen vorliegen, wird deren Ursprung nicht der Polygamie zugeschrieben. Stellt man sich auf der anderen Seite noch die Übel des Junggesellen- und Hetärentums vor Augen, welche fälschlich als Früchte der Monogamie hingestellt werden, so erkennt man bereits, wie es kommt, dass die Anhänger der Polygamie eher im Wachsen als im Abnehmen begriffen sind.

Da der Haushalt mit mehreren oder vielen Weibern viel Geld verschlingen kann, so ergiebt sich daraus, dass in solchem Falle die Vielweiberei nur bei der herrschenden Klasse und bei den Vermögenden Platz greifen kann; den mit geringerem Besitze Ausgestatteten bleibt sie, falls sie wirklich eines sein sollte, ein verschlossenes Paradies.

Aber so liegen die Dinge nicht überall. Es lässt sich leicht einsehen, dass die Vielweiberei zugleich mit geschäftlicher Spekulation

verbunden werden kann und nicht notwendig allein der ausgiebigen, leichten und gefahrlosen Befriedigung der Sinnenlust dienen muss. Wenn jedes Weib in die polygame Ehe ein gewisses Vermögen einbringt und Dürftige nur ausnahmeweise Annahme finden, so vermag der polygame Ehemann ein ansehnliches Vermögen anzusammeln, über das er verfügt; günstigen Falles bedarf es für ihn gar keiner anderen Beschäftigung als der glücklichen Verwaltung eines solchen Vermögens. Es wird das Vorkommnis als gar nicht selten bezeichnet, dass in einzelnen polygamen Gebieten nicht nur vermögende Töchter als Ehefrauen Aufnahme gefunden haben, sondern zugleich auch deren vermögende Mütter. Die Kosten eines gemeinsamen Haushaltes können, obgleich absolut ansehnlich, bei zweckmässiger Verwendung des Geldes relativ niedriger ausfallen, als die Kosten einer monogamen Haushaltung.

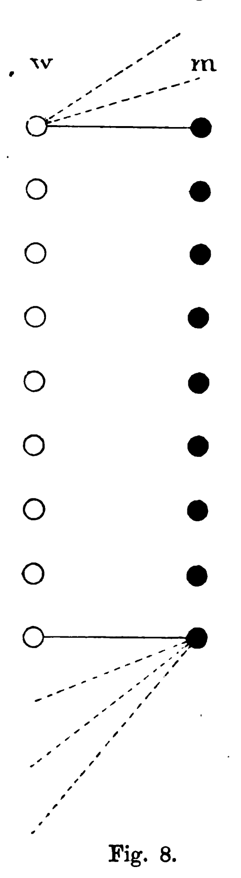


Fig. 8.

Wenn schon in der monogamen Ehe das Weib nicht selten als Ware erscheint und die Spekulation auf ihr Vermögen den Mann zur Ehe bewogen hat, so ist dies noch viel mehr der Fall bei der Polygamie: das Weib erscheint in ihr teils als Lust-, teils als Vermögensware. Gerade weil dies der Fall ist, weil in der Polygamie sowohl der Trieb nach sinnlicher Lust, als auch nach Vermögenserwerb, also nach Liebe und Geld, diesen beiden so grossen Motoren des Weltgetriebes, eine ausgiebige Befriedigung finden kann, findet sie so hartnäckige Verteidiger bis in unsere Tage herein.

Ein Don Juan hat es viel schwieriger und kostspieliger, in den Besitz vieler Weiber zu gelangen, als ein polygamer Ehemann. Jener beläd sich mit dem Vorwurfe eines Wüstlings; dieser dagegen hat den Vorzug, sich und seine Vertrauten in den Schutz eines heiligen Verhältnisses stellen zu können. Aber freilich, die Weiber des letzteren werden versorgt, während Don Juan in der Regel um die Verlassenen sich nicht weiter kümmert, sondern sie dem Untergange preiszugeben pflegt. Auch die Kinder des Vielbeweibten werden versorgt, während der nichtbeweibte Don Juan von Kindern meist nichts weiss. So springen auch in dieser Hinsicht manche Vorzüge der Vielweiberei gegenüber dem Don Juantum in die Augen.

Doch wir wollen uns nicht weiter in Lobeserhebungen der Viel-

weiberei ergehen. Denn sie ist keineswegs eine lobenswerte Einrichtung; ihre scheinbar guten Seiten sind nur Gewinne auf unrechtmässiger Grundlage.

Für unseren Zweck genügt es, auf folgende Umstände aufmerksam zu machen. Der Mann wird in der Polygamie viel zu sehr blosses Geschlechtswesen, als dass er nicht deshalb schweren Tadel verdienen sollte. Seine körperlichen Ausgaben sind viel zu gross, als dass daraus nicht Störungen körperlicher und geistiger Art hervorgehen müssten. Auf den Geist wirkt störend schon das dauernde Befangensein in falschen geistigen Kreisen; umsomehr wird dies der Fall sein müssen, wenn der gestörte Körper auf den Geist ungünstige Wirkungen äussert.

Auch das Weib wird in der Polygamie in ungehöriger Weise erniedrigt, nicht bloss der Mann. Das Weib ist zur geschlechtlichen Ware geworden und dadurch zur geistigen Verödung verurteilt. Wie der Mann zu viel vom Weibe erhält, geistig und körperlich, so erhält das Weib zu wenig vom Manne, ebenfalls geistig und körperlich genommen. Und doch liegt es auf der Hand, dass beim Menschen nicht eine weibliche Herde Einem Manne gleichwertig zu erachten ist, sondern ein einziges Weib, nicht bloss als Geschlechtswesen, sondern auch als Mensch.

So wichtig diese Gegengründe auch sind, um die Polygamie als unzulässige Kombination erscheinen zu lassen, so werden sie doch noch übertroffen von dem Gegengrunde der Zahl.

Nehmen wir an, ein Mann habe neun Frauen. Dann entspricht diesem Zustande das Schema Fig. 4, S. 69, welches, in anderer Bedeutung, auch den Don Juan und seine Beziehungen vor Augen stellt. Der Vielbeweibte hat neun Weiber, aber acht von diesen in unberechtigter Weise, da die Natur ihm nur eines gewähren kann. Die acht überzähligen Frauen hat er nur dadurch, dass er sie alle den dazu berechtigten Männern entzieht. Diese mögen zusehen, wohin sie kommen, denkt sich vielleicht der glückliche Besitzer. Aber nein, er weiss gar nichts von seinem Unrecht. Er sieht nur den ungeheuren Topf mit Weibern vor sich und greift lustig hinein. Und die acht Männer, denen er die Weiber entzogen hat, werden diese sich dafür bei ihm nicht bedanken? Sie würden ihn dafür bestrafen, wenn sie etwas davon wüssten. Aber auch sie wissen nicht, was eigentlich geschieht. Sie beneiden vielleicht den Glücklichen, weiter aber reichen ihre Gedanken nicht. Gegenwärtig, wo die Überzahl lediger Weiber so unnatürlich gross geworden, würde die Gestattung der Polygamie rasch die Überzahl beseitigen, ohne berechtigten Männern etwas zu entziehen. Wäre aber einmal mit der Überzahl der ledigen Weiber aufgeräumt, dann würde allerdings für ebenso viele Männer eine Weiberentziehung stattfinden, als Weiber in polygame

Ehen eintreten. Die Statistik könnte dies vielleicht nachweisen, obwohl es schwer ist. Aber selbst wenn sie es nicht nachzuweisen vermag, so wäre die Sachlage dennoch keine andere als die angegebene.

Die Polygamie ist hiernach selbst in kleinerem Umfange eine widernatürliche und widerrechtliche Erscheinung. Im grossen dagegen, im ganzen, in einem grossen Lande, auf der ganzen Erde, für alle heiratsfähigen Männer ist die Polygamie einfach eine numerische Unmöglichkeit, abgesehen von anderen Unmöglichkeiten. Denn die Zahl der heiratsfähigen Weiber verhält sich zur Zahl der heiratsfähigen Männer auf der ganzen Erde im grossen nicht wie 9:1, sondern wie 1:1.

Man erkennt die Widernatürlichkeit der Polygamie auch aus obiger Skizze (Fig. 8).

Links sind 9 Weiber, rechts 9 Männer gezeichnet, sie stellen das Zahlenverhältnis der reifen Geschlechtsindividuen dar. Jeder Mann erhält hiernach ein Weib, jedes Weib einen Mann; mehr stehen in der Natur nicht zur Verfügung, wenn das Recht obwaltet. Wollte ein Mann mehr Weiber haben, als eines, so müsste er sie anderen Männern entziehen, die dann leer ausgehen würden; oder er müsste zuvor diese Männer töten. Wollte er mehr Weiber haben, ohne anderen die zugehörigen Weibeinheiten zu entziehen, so würde er in die Luft greifen, wie die Fig. 8 bei 9 unten, dem Polygamie wünschenden Manne 9, mit den ausgestreckten 3 punktierten Armen zeigt.

Die Polygamie hat hiernach keinen biologischen Boden, sie stellt eine durchaus falsche, unberechtigte, verwerfliche Eheform dar und ist auch als gefährliches Ärgernis staatlicherseits nicht zu gestatten.

Viel weniger gefährlich als die Vielweiberei ist die Vielmännerei (Polyandrie).

Ein Weib gewinnt, wie Fig. 5 S. 70 zeigt, die in anderer Bedeutung auch die Hetäre vor Augen führt, eine Reihe von Ehemännern. Während die Polygamie noch immer etwas von Ernst in sich trägt, so sinkt diese Eigenschaft bei der Polyandrie, vor allem bei Kulturvölkern und in der Gegenwart, gänzlich in den Staub und macht dem Eindrucke einer höchst komischen Erscheinung Platz. Bezüglich ihrer ist auch auf Fig. 8 oben zu verweisen. Wollte Weib 1, ohne anderen Weibern die zugehörige Manneseinheit zu entziehen, mehrere Männer zu Gatten haben, so würde sie gleich dem Manne 9 derselben Figur in die Luft greifen, wie die ausgestreckten punktierten Arme beweisen. Nur einen einzigen aber kann sie zu Recht besitzen.

7. Wiederverheiratung.

Die Wiederverheiratung stösst auf verschiedene Verhältnisse, je nachdem Witwen und Witwer, oder geschiedene Frauen und Männer

sich wieder verheiraten wollen. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint kaum ein Unterschied zu bestehen; dennoch macht sich ein solcher fühlbar genug geltend, um beiden Reihen eine gesonderte Betrachtung widmen zu müssen.

Mit der Polygamie und Polyandrie findet insofern eine gewisse Verbindung statt, als bei diesen, wie bei der Wiederverheiratung ein Mann mehrere Weiber, ein Weib mehrere Männer in ehelichen Besitz nimmt; freilich geschieht dies bei der Polygamie und Polyandrie gleichzeitig, bei der Wiederverheiratung ungleichzeitig.

Die allgemeine Frage, ob ein Mann, wenn auch ungleichzeitig, mehrere Weiber, ob ein Weib, wenn auch nacheinander, mehrere Männer ehelichen dürfe, sei hier mehr aufgeworfen, als endgültig erledigt.

Im besonderen aber liegen die Dinge, vom biologischen Standpunkte aus betrachtet, wesentlich folgendermassen. Wenn der Tod Eheleute voneinander getrennt hat, wenn die Aufzucht von Kindern keine Schädigung erfährt, und wenn keine Rechte anderer verletzt werden, so liegt für den zurückgebliebenen Teil, Witwe oder Witwer, kein genügender Gegengrund vor, der sie von der Wiederverheiratung ausschliessen müsste. Dasselbe gilt von der Wiederverheiratung ehelich Geschiedener. Hierbei ist jener Besonderheit zu gedenken: Im Falle der Wiederheirat von Witwen oder Witwern ist der Ausgangspunkt eine Ungleichheit in den Summen der Männer- und der Weiberreihe. Hat der Tod eines Mannes diese Ungleichheit verursacht, so kann die entstandene Ungleichheit beider Summen ausgeglichen werden durch den etwaigen Tod eines Weibes. Dann ist wieder Gleichheit auf beiden Reihen hergestellt. Tritt dagegen jener Todesfall nicht ein, so bleibt die Ungleichheit bestehen. Durch den Tod also kann die Gleichheit der Summen der Weiber- und Männerreihe aufgehoben und wiederhergestellt werden. Anders bei den ehelich Geschiedenen. So viele oder so wenig Scheidungen auch erfolgen mögen, so wird durch die Scheidung die Gleichheit der beiden Summen niemals verändert.

a) Wiederverheiratung von Witwen oder Witwern.

Fig. 9 stellt das Schema der Wiederverheiratung von Witwern dar. Ein Kreuz bedeutet den Todesfall der betreffenden Person. Die queren Linien bezeichnen eheliche Verbindung.

Ist die Ehefrau gestorben (Fig. 9, Nummer 9), so könnte der zurückbleibende Witwer 9 daran denken, eine Jungfrau zur Ehe zu nehmen, so in Fig. 9 die Jungfrau 6. Aber es ist zu bedenken, dass der Witwer dadurch dieser Jungfrau einen sie erwartenden Junggesellen (Nummer 6) und diesem Junggesellen die ihn erwartende

Weibeinheit 6 entzieht. Er hat sich bisher daraus kein Gewissen gemacht, sondern hat einfach nach den Umständen gewählt: er hat aber auch, dies ist zu seinen Gunsten sofort hinzuzufügen, nicht einmal daran gedacht, dass hier überhaupt eine Frage vorliege; er hat in naiver Unwissenheit gehandelt. Künftighin jedoch wird er sich immerhin die Frage vorlegen müssen.

In Fig. 9 ist nicht nur die Frau 9, sondern auch der Mann 1 vom Tode weggerafft worden. So haben wir also in der ersten Zeile eine Witwe, in der letzten einen Witwer. Dass diese beiden grundsätzlich einander näher liegen für eine Wiederverheiratung, als die Personen aller anderen Zeilen, wird sich kaum bestreiten lassen. Allgemein ausgedrückt, würden Witwer Witwen, letztere aber erstere, mit dem meisten Rechte zu einer Wiederverheiratung beanspruchen oder vielmehr wählen dürfen. Wollte der Witwer beides nicht, d. h. einem Junggesellen weder die ihn erwartende Jungfrau entreissen, noch eine Witwe heiraten, dennoch aber wieder ein Weib haben, so würde er in die Luft greifen, wie der nach x greifende gestrichelte Arm des Mannes 9 andeutet.

Ganz ebenso liegen die Verhältnisse bei dem Weibe 1, nachdem es durch den Tod ihres Mannes Witwe geworden. Sie kann entweder einen Junggesellen annehmen, entzieht aber diesen dann der ihn erwartenden Jungfrau, und letztere dem Junggesellen, sodass eine Jungfrau sitzen bleiben muss; oder sie kann einen Witwer annehmen, oder greift in die Luft, falls sie sich vor dem Witwer oder dem vergebenen Junggesellen und der Jungfrau scheut. In Fig. 9 ist dies nicht weiter ausgeführt.

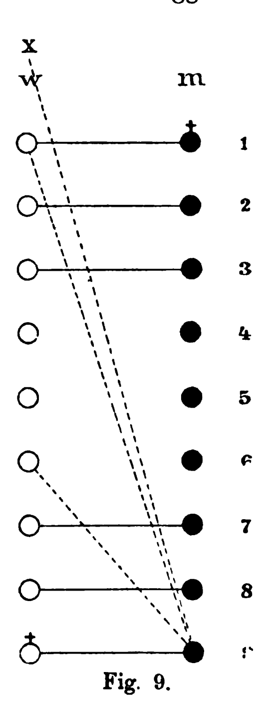


Fig. 9.

b) Wiederverheiratung Geschiedener.

In Fig. 10 ist die eheliche Verbindung durch eine Querlinie, die Scheidung durch eine die Querlinie in der Mitte treffende kleine Senkrechte, der Tod durch ein Kreuz wiedergegeben. Des Beispieles wegen sind unverhältnismässig viele geschiedene Paare, nämlich deren drei, dargestellt.

Von dem geschiedenen Paare Nr. 1 sucht die Frau einen Junggesellen (Frau 1, Mann 2), der Mann eine Jungfrau (Mann 1, Weib 2) zu gewinnen, wie die beiden schrägen gestrichelten Linien andeuten.

Aber es ist sogleich ersichtlich, dass hierbei die Jungfrau um das Recht kommen wird, die für sie bestimmte Junggeselleneinheit zu erreichen; sowie der Junggeselle (2) dadurch die Fähigkeit und das Recht verliert, die ihm von der Natur gewährte Jungferneinheit zur Ehe zu gewinnen. Die geschiedene Frau und der geschiedene Mann Nr. 1 können ja sonstige Vorzüge vor dem ledigen Paare 2 besitzen; aber jenes andere bleibt dessenungeachtet zu Recht bestehen, dass das Paar um den Besitz je einer ledigen Einheit gebracht wird. Indessen, sie hatten beide ihren freien Willen, sie haben sich entschieden und somit sollen sie weiterhin sich selbst überlassen sein.

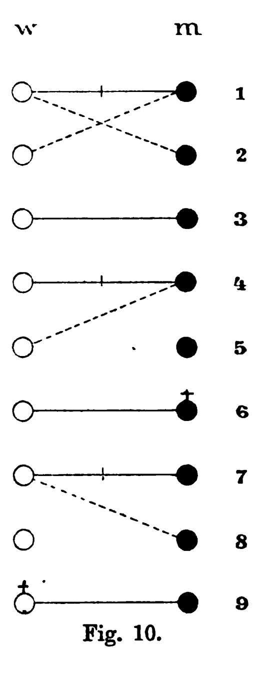


Fig. 10.

Vom geschiedenen Paare 4 hat das Weib zunächst darauf verzichtet, wieder zu heiraten; der Mann 4 dagegen hat eine Jungfrau zu ehelicher Verbindung aufgesucht. Somit liegt ein Junggeselle (5) vor, der ausserhalb der Ordnung geraten ist. Was soll er beginnen? Eine andere Jungfrau erwählen? Das geht nicht,. sie haben alle die sie erwartende Manneseinheit zur Seite. Thut er es dennoch, so gerät statt seiner ein anderer Junggeselle in die Klemme. Mag er die Geschiedene 4 nicht heiraten, so mag er ledig bleiben. Das ist bald gesagt, aber schwer gethan.

Vom geschiedenen Paare 7 hat der Mann darauf verzichtet, wieder zu heiraten, das Weib dagegen hat einen Junggesellen aufgesucht. Hier ist eine Jungfrau aus der Ordnung geworfen worden (Nr. 8). Was soll sie thun? Soll sie einen anderen Junggesellen heiraten? Das geht nicht an. Neben jedem steht schon die ihn erwartende Jungfraueinheit; sie würde eine andere Jungfrau genau in dieselbe Lage versetzen, in der sie selbst sich befindet.

Junggeselle 5 und Jungfrau 8 sind hiernach durch die Wiederverheiratung von Teilen der Geschiedenen ledig geblieben. Vielleicht heiraten sich diese beiden! Das geschiedene Weib 7 hätte auch einen Witwer (Mann 9) heiraten können, das würde grundsätzlich richtiger gewesen sein.

Dadurch also, dass geschiedene Eheleute Jungfrauen und Junggesellen heiraten, gehen letztere des Vorzugsrechtes verlustig, sich einander heiraten zu können. Heiratet von den geschiedenen Eheleuten nur der Mann oder das Weib, nicht aber beide, so bleibt in jenem ersten Falle grundsätzlich ein Junggeselle ledig, im zweiten Falle eine Jungfrau.

Vielleicht ist jene Lösung die richtigste, welche für Geschiedene, wie für Verwitwete das Heiraten Verwitweter oder Geschiedener vorschlägt. So konnte das geschiedene Weib 1 den geschiedenen Mann 4 heiraten, statt dass dieser eine Jungfrau zur zweiten Ehe erwählte. Dann findet die unterbrochene Verbindung eine Ergänzung ihres Bestandes durch eine zweite unterbrochene Verbindung, nicht aber durch die Zerstörung eines intakten Bundes, der zwischen einer Jungfrau und einem Junggesellen naturgemäss hätte stattfinden sollen.

Was die Eingehung dritter Ehen betrifft, so sei es gestattet, folgenden Bericht hier anzufügen, den der „Revaler Beobachter" vom 29. Juli 1898 gebracht hat:

„Im geistlichen Ressort ist eine Erklärung in Bezug auf die Eingehung einer dritten Ehe abgegeben worden. Früher wurden derartige Ehen ganz unbehindert gestattet, waren eine ganz gewöhnliche Sache, und das Gesetz verbot sie niemals. In den letzten Jahren jedoch entstanden infolge von Hinweisungen des geistlichen Ressorts starke Zweifel, welche schliesslich dazu führten, dass die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht jedesmal beim Eingehen einer dritten Ehe die besondere Erlaubnis der Eparchial-Obrigkeit einzuholen sei. Gegenwärtig ist nun darauf bezüglich, wie wir der „Nadelja" entnehmen, die Erklärung erfolgt, dass es einer derartigen Erlaubnis nicht bedürfe, dass aber die Geistlichen den zum dritten Male Vermählten eine Kirchenbusse aufzuerlegen haben."

Man erkennt auch hieraus wieder, dass das eigentliche biologische Problem, um das es sich hier handelt, noch nicht in das öffentliche Bewusstsein aufgenommen worden ist.

8. Nur ein Teil eines Teiles.

Sowie eine Pflanze, deren einzelne Teile man kennen gelernt hat, erst dann richtig verstanden werden kann, wenn man ihre Stellung im ganzen Reiche der Pflanzen kennen lernt, so ist es auch mit der Liebe der Fall. Man vermag die Liebe und ihre Aufgaben, aber auch ihre Abweichungen von der normalen Äusserung, erst dann recht zu verstehen, wenn man die Stellung der Liebesaufgaben zu allen übrigen Lebensaufgaben kennen gelernt hat. Solange man sich über dies Verhältnis im unklaren oder gar im Dunkel befindet, fühlt sich der Geist wie von einem schweren Drucke belastet. Ein nicht geringer Teil der Fehler, die im Leben und in der Litteratur auf dem vorliegenden Gebiete gemacht werden, rührt daher, dass diese Frage nicht beantwortet worden ist. Hat man dagegen ihre Lösung gefunden, so fühlt sich der Geist befreit und froh und als Herrscher; wohlgewappnet tritt er in die Bewältigung der Lebensaufgaben ein; die Sinnlichkeit fügt sich

leichter seiner Führung; denn sie ist nicht dazu bestimmt, den Geist zu überwältigen, sondern ihm zu dienen. Schliesslich dient sie ihm immer; aber es können unterdessen, wenn die Sinnlichkeit die Führung übernahm, die grössten Zerstörungen stattgefunden haben.

Dis Liebe ist, wie an einer früheren Stelle schon bemerkt wurde, nur ein kleiner Teil eines Teiles einer einzigen Gruppe von drei grossen, weitumfassenden Gruppen von Lebensaufgaben. Denn die Lebensaufgaben bilden kein Chaos, sondern zerfallen in eine bestimmte Gliederung, entsprechend der Natur des Menschen. Man kann sie nach verschiedenen Gesichtspunkten gliedern; hier hat es nach biologischen Grundlagen zu geschehen, zu welchen auch die entwickelungsgeschichtlichen Erscheinungen gehören. Der Mensch ist in erster Linie ein lebendes Erdenwesen; er ist sodann ein staatenbildendes Wesen; und er ist endlich ein aufspeicherndes oder accumulierendes Wesen. Nach dieser Dreiteilung gruppieren sich auch die Lebensaufgaben, die höchsten wie die niedrigsten. Wichtig sind sie alle; keine darf in ihrer Erfüllung versäumt werden, ohne Schaden für das Ganze. Selbst die höchsten Lebensaufgaben, für sich allein verfolgt, können den Menschen nicht aufrecht erhalten; er stürzt zu Boden und es wird das Ganze zertrümmert.

Als lebendes Erdenwesen (Zoon epigeion) steht der Mensch in allgemeinster Hinsicht in gleicher Reihe mit den übrigen lebenden Wesen der Erde, mit den Pflanzen und Tieren. Aus dieser einzigen Eigenschaft aber entspringt eine ausserordentlich grosse Schar von grundlegenden Aufgaben, die Arbeiten des Zoon. Wie jedes andere Lebewesen bedarf der einzelne Mensch des genügenden Raumes, geeigneter äusserer Lebensbedingungen, der Ernährung, hinreichenden Schutzes; er hat den Kampf um das Dasein zu bestehen, pflanzt sich durch Substanzteile seines Körpers fort und unterliegt schliesslich dem Tode. Schon bei den Tieren ist, mit beträchtlichen Unterschieden im einzelnen, das ganze Leben hindurch eine ununterbrochene Kette von Arbeit zur Erfüllung aller zoischen Lebensaufgaben erforderlich; ohne die Leistung dieser Arbeit müsste der Untergang erfolgen. Bei dem Menschen aber entwickelt sich, nach Massgabe seiner schon anfänglich hervorragenden Stellung in der Natur und seiner späteren Stellung in der Kultur, die zoische Arbeitsleistung zu einer ausserordentlichen Höhe. Dies ist nicht ohne Nutzen; denn die Arbeit erzieht den Menschen. Nicht in ihrer Leistung, sondern in ihrer Unterlassung ist die Gefahr enthalten. Die alte Forderung an den Menschen: „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“, im biblischen Sinne wie eine Strafe gemeint und auferlegt, ist dies nicht im biologischen Sinne. Sie bildet vielmehr eine der unumgänglichen Bedingungen der aufsteigenden Kultur des Menschen.

Dies ist die eine grosse Gruppe der Lebensaufgaben, die zoische. Und man erkennt, dass in ihnen die Fortpflanzungsaufgaben nur eine bescheidene Stellung einnehmen. Aber auch in den Fortpflanzungsaufgaben nimmt die Liebe nur eine bescheidene Stellung ein. Denn das grosse Liebesdrama hat, wie früher schon gesagt, nicht einen einzigen Akt, sondern deren fünf. Aber nur im ersten dieser Akte und in den Vorstufen desselben hat die Liebe, als psychische Funktion und als körperliches Geschehen, ihren Platz. Folglich ist die Liebe nur ein kleiner Teil eines Teiles einer einzigen Gruppe von drei grossen, weitumfassenden Gruppen von Lebensaufgaben. Hiermit ist sie in ihre natürliche Stellung eingereiht. Sie steht deswegen nicht gering da. Sie ist nicht Nichts und nicht wertlos, wie einige sie, körperlich und geistig genommen, hinstellen möchten; sie ist sogar sehr viel; aber sie ist auch nicht alles, wie andere von ihr behauptet haben.

Doch welches sind die beiden anderen grossen Gruppen von Lebensaufgaben? Man muss auch sie kennen, um der richtigen Stellung der Liebe voll bewusst zu werden.

Der Mensch ist nicht bloss ein lebendes Erdenwesen, sondern auch ein staatenbildendes Wesen (Zoon politikon des Aristoteles). Er stimmt in dieser Eigenschaft mit manchen Tieren überein, die ebenfalls Staaten bilden, wie z. B. die Ameisen. Diese Eigenschaft bringt es mit sich, dass der Mensch in kleineren oder grösseren, schliesslich sehr umfangreichen Gesellschaften lebt, die sich staatlich gliedern, d. h. durch ihren gegliederten Verband einen Organismus höherer Ordnung, den Staat, darstellen, wie der Einzelne nie es zu sein vermöchte. Der Einzelne erscheint hier als dienendes Glied des Ganzen, welches die Gesetze vorschreibt: die Pflichten und Rechte des Einzelnen, die Pflichten und Rechte des Ganzen. Aus einem solchen Verbande jung entfernt, verbleibt der Mensch auf tierischer Stufe, d. h. er sinkt sofort auf die ersten Anfänge zurück und ist sprachlos geworden. Die Arbeiten, die der Mensch als staatenbildendes Wesen zu leisten hat, sind sehr umfassender und tiefgreifender Art und nehmen Gut und Blut des Einzelnen in Anspruch. Sämtliche Arbeiten, die aus seiner staatenbildenden Eigenschaft hervorgehen, sind als politisch-sociale Arbeiten zusammenzufassen und in ihren zahlreichen Einzelheiten hier nicht weiter zu erörtern. Der Mensch ist endlich ein aufspeicherndes oder accumulierendes Wesen (Zoon thesaurizon). Schon den Tieren fehlt diese Eigenschaft nicht ganz; viele von ihnen sammeln während ihrer Lebenszeit Erfahrungen, bilden Begriffe und wissen sie zu verwerten. Bei manchen Tieren nimmt diese Eigenschaft sogar einen ziemlich bedeutenden Grad an. Beim Menschen aber ist die Fähigkeit, geistige Güter auszubilden und anzusammeln, zu vermehren und durch Lehre auf die Nachkommenschaft zu übertragen,

in einem so überragenden Grade ausgebildet, dass er eine ausnahmsweise Stellung einnimmt und anscheinend ohne alle Verknüpfung mit der Tierwelt dasteht, obwohl sie vorhanden ist. Er sammelt durch diese Eigenschaft nicht bloss geistige, sondern auch materielle Güter an; doch tragen diese alle infolge der Herstellung durch den Menschen mehr oder weniger stark den Stempel seines Geistes.

Infolge dieser von Anfang an bis zur Gegenwart fortdauernden Accumulation von geistigen und materiellen Gütern hat sich allmählich der ungeheure Kulturschatz herangebildet, welcher das Erbteil und den Stolz der Menschheit bildet. Diese Accumulation ist in der Gegenwart noch keineswegs zum Abschlusse gelangt, sondern erstreckt sich fort in die Zukunft. Und wenn sich auch in allgemeiner philosophischer Hinsicht gewisse Grenzen aufstellen lassen, die von der Menschheit nicht überschritten werden können, so liegt doch im besonderen noch eine unendliche Welt von geistigen und körperlichen Schätzen vor ihm da, die auf Hebung warten.

Nunmehr sind die drei grossen Gruppen von Lebensaufgaben bekannt geworden, in welche sich die Arbeit des Menschen gliedert. Eingefügt in einen gewaltigen Organismus höherer Art hat er nach Massgabe seiner Kräfte Arbeit zu liefern. In der Regel ist diese Arbeit des Einzelnen, verglichen mit dem ungeheuren Getriebe des Gesamtorganismus ein so klein bemessenes Stück, dass es auf der grossen Wage der Geschichte kaum den geringsten Ausschlag giebt und fast in nichts sich aufzulösen scheint.

Nunmehr ist auch bekannt geworden, welche Stellung im ganzen menschlichen Arbeitsumfange die Fortpflanzungsthätigkeit und jener Teil von dieser einnimmt, welcher, geistig und körperlich genommen, als Liebe bekannt ist.

Möge die neue, die kommende Dichtung sich, wie es dringend erforderlich ist, immer mehr mit biologischem Geiste erfüllen, statt auf veralteten, vielfach falschen Bahnen zu wandeln. Kunst soll Wissenschaft nicht verschmähen, sowie sie ihrerseits nicht von der Wissenschaft verschmäht werden kann. Sie wirken am besten als gegenseitige Helfer. Dann werden sie sich gegenseitig unterstützen, um dem gemeinsamen Ziele der gesunden Fortentwickelung der Menschheit zu dienen.

G. Zusammenfassung.

1. Der biologische Standpunkt ist gegenüber den Schöpfungen der Kunst bisher in so geringem Masse gewahrt worden, dass hieraus weitgreifende Schäden hervorgehen. Wissenschaft und Kunst müssen auf vielen Gebieten miteinander Hand in Hand gehen, damit Irrtümer vermieden und grosse Ziele rasch und sicher erreicht werden können.

2. Die Don Juan-Sage stellt uns in ergreifender Weise vor

Augen, dass das Übermass sinnlichen Genusses vom Übel ist und den Menschen frühzeitig ins Verderben stürzt. Sie zieht also dem sinnlichen Geniessen Schranken und weist zugleich mittelbar auf das Vorhandensein anderer Lebensaufgaben und einer sittlichen Weltordnung hin. Die Don Juan-Dichtung stimmt der Warnung der Sage im allgemeinen bei, doch nicht ausschliesslich. Sie enthält sich ausserdem, gleich der Sage, einer deutlichen Grenzbestimmung des Erlaubten und Unerlaubten. Sie unterscheidet ferner nur beiläufig oder überhaupt nicht zwischen dem Wesen des Geschlechtstriebes und der Liebe, obwohl beide Dinge auseinander gehalten werden müssen.

3. Der Dichtung erscheint die Liebe wesentlich als Genussmittel; dem biologischen Standpunkte hingegen ist die Liebe nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke der Erhaltung der Art: die Frucht, das Kind hat in den Vordergrund des Interesses zu treten. Das Kind spielt in der Dichtkunst nur eine sehr bescheidene Rolle, obwohl seinetwegen allein das ganze Geschlechtsleben besteht. Im Tierreiche genügt in vielen Fällen die Herrschaft des Geschlechtstriebes, um die Erhaltung der Art zu sichern. Doch giebt es auch im Tierreiche jenseits des Geschlechtstriebes noch eine Menge von besonderen Einrichtungen verschiedener Art, welche darauf abzielen, durch mehr oder minder weitgehende Thätigkeit der Eltern die Frucht zu sichern. Bei dem Menschen ist das oberste Anbahnungs- und gewichtigste Schutzmittel des geschlechtlichen Bundes und der Frucht die Liebe. Sie ist schon im Tierreiche vorbereitet und also nicht menschlichen Ursprunges. Wäre bei dem Menschen der geschlechtliche Bund zwischen Mann und Frau ausschliesslich auf die Herrschaft des Geschlechtstriebes gestellt, zo würde der kaum geschlossene Bund sofort wieder auseinanderfallen und die Frucht wäre verloren. Aber da tritt als oberstes Schutzmittel die Liebe ein, in der Form der Gatten- und später auch der Kinderliebe; sie rettet zugleich den Bund und die Frucht. Dies ist die biologische Bedeutung der Liebe, ihr Daseinsrecht und ihr Ursprung: das oberste Schutzmittel des geschlechtlichen Bundes und der Frucht zu sein. Als äussere Schutzmittel des Bundes und der Frucht erscheinen der staatliche Schutz, die öffentliche Meinung, die Verstandesthätigkeit der Eltern; diesen äusseren Schutzmitteln gegenüber ist die Liebe als inneres, dem Wesen des Geschlechtslebens selbst angehöriges Schutzmittel zu betrachten. Alle anderen Erklärungen der Liebe sind als Verhüllungen des wahren Sachverhaltes zu beurteilen.

4. Byrons „Don Juan“ ist kein Wüstling im Sinne der Sage, sondern ein Frauenliebling, der in verschiedenen Ländern verschiedene Abenteuer zu bestehen hat. Er wird keineswegs allein vom Geschlechtstriebe bestimmt, sondern ist wahrer Liebe fähig und würde ohne die

Einwirkung äusserer Gewalten zur Treue hinneigen. Er ist daher keine echte Don Juan-Figur; denn letztere wandelt ohne Treue von einem Gegenstande zum anderen, bloss der Herrschaft des Geschlechtstriebes unterworfen. Obwohl dem so ist, so muss doch behauptet werden, dass auch dem Don Juan Byrons, und wohl auch Byron selbst, geordnete Vorstellungen über die Normen des Geschlechtslebens abgehen.

5. Der biologisch am richtigsten gezeichnete Don Juan ist von allen Don Juan-Dichtungen derjenige Grabbes. Er erregt zugleich Bewunderung und Schrecken; in ihm ist der Dämon der Sinnlichkeit, trotz seiner Minderwertigkeit, zur Wahrheit geworden.

6. In der bezüglichen Dichtung von Puschkin spielt nicht allein die männliche, sondern auch die weibliche Untreue eine aktive Rolle. Dies wird dadurch erreicht, dass der Dichter die Figur der Anna, sonst eine Tochter, zu einer Gattin umgestaltet.

7. Lenaus „Don Juan“ ist zwar ein echter Don Juan-Charakter, doch einer der reuigen Art. Erschöpfung und die erwachte Einsicht, dass auf dem betretenen Wege das Ideal nicht zu erreichen sei, treiben den Helden in den Untergang.

8. In Heyses „Don Juan“ tritt zum erstenmale das Kind in seine berechtigte Stellung im Geschlechtsleben ein. Das Kind wird hier zum Ecksteine, an welchem das Don Juantum des Vaters und auch dessen Leben zerschellt. Der Don Juan-Charakter Heyses ist folglich gemischter, nicht reiner Art; denn in dem echten Don Juan haben Gefühle der Kindes- und Gattenliebe keinen Platz.

9. Der Don Juan Molières hingegen ist wiederum ein echter Don Juan-Charakter gleich demjenigen Tirsos de Molina und der Sage. In ihnen lebt und herrscht ausschliesslich die tierische Brutalität des Geschlechtstriebes, der, ohne die Fähigkeit der Liebe, den Menschen zum Unmenschen macht. Dies hat allein Molière richtig gezeichnet.

10. Während die Dichtung die Grenze des Erlaubten unbestimmt lässt, ist die Bestimmung der Grenze für die Biologie eine leicht zu bewältigende Aufgabe; selbst auf graphischem Wege lässt sich die Grenze bestimmen, mit einer Schärfe, die fast ein Bedauern aufkommen lässt. Der biologische Grundsatz ist nämlich der folgende: Einer für Eine, Eine für Einen; nicht mehr und nicht weniger. Polygamie, Polyandrie, Agamie, Hetärismus, Don Juantum sind innerlich hohle, ungerechte, biologisch verwerfliche und unhaltbare Geschlechtsunordnungen.

11. Für jede Jungfrau lebt ein für sie bestimmter Mann; es giebt gar kein herrenloses Weib.

12. Für jeden Mann lebt eine für ihn geborene Jungfrau; es giebt gar keinen frauenlosen Mann; es handelt sich nur darum, dass die füreinander Geborenen sich auch erreichen. Millionen und Millionen haben

gelebt, ohne sich zu finden, obwohl sie dazu bestimmt waren, sich zu erreichen. Die Summe des allein hierdurch veranlassten Unglückes und die Menge des so verlorenen Glückes lässt sich gar nicht ermessen. Sie haben sich nicht gefunden, sei es infolge eigener Schuld und Unwissenheit, mehr aber noch infolge unermesslicher Schuld des Staates, der in einer Art Lethargie begriffen den Dingen in fatalistischer Ruhe zusah, ohne sich zu rühren. Doch es ist ein tröstliches Gefühl, zu wissen, dass es nicht immer so bleiben, sondern dass der Staat sich aufraffen wird zur Leistung der von der Biologie vorgestellten Hilfe.

13. Jeder Mann und jedes Weib, welche körperlich und geistig dazu berechtigt sind, haben die Pflicht zur Schliessung einer Ehe; sie sind im Falle der Nichterfüllung der biologischen und staatsbürgerlichen Ehepflicht beide der Leistung einer entsprechenden Busse zu unterwerfen. Die Ehepflicht ist neben der Gewährung anderer grosser Vorteile zugleich der beste Schutz vor einem überhandnehmenden Don Juantum. Mangelnde Ehepflicht ist hingegen einer Züchtung des Don Juantums und des Hetärismus gleichzustellen.

14. Die Ehe ist eine Dauereinrichtung für die ganze Blütezeit des Menschen; denn ihr oberstes Ziel ist die Erzeugung, Erhaltung Aufzucht der Frucht.

15. Von leichter Auflöslichkeit der Ehe kann schon um der Erfüllung ihres obersten Zweckes willen gar nicht die Rede sein. Aber sie ist um so unauflöslicher, als nur Ein Weib für jeden Mann von der Natur vorgesehen ist.

16. Die Liebe ist nicht erst ein Erzeugnis der Kultur, sondern die Kultur hat sie umgekehrt vielfach verdunkelt und entstellt und zum Gegenteile ihrer natürlichen Wirkung verdreht.

17. Die Liebe ist auch unter den Naturvölkern zu Hause und bestand nicht allein schon in der Urzeit des Menschen, sondern ist bereits im Tierreiche vorbereitet. Bei den Australiern und Indianern, bei den Mongolen und Weissen, am wenigsten bei den Negern, ist ihr Dasein nachgewiesen. Schlimm ergeht es ihr überall da, wo Polygamie herrscht; denn wo das Weib als Ware gilt, kann sie nicht gedeihen. Aber Abirrungen von der Norm sind weder unter Kulturvölkern noch unter Naturvölkern eine seltene Erscheinung.

18. Pessimistische Erklärungen des Daseins der Liebe, wie sie beispielsweise von Schopenhauer versucht worden sind, entbehren der biologischen Grundlage ganz und gar. Es findet weder eine objektive noch eine subjektive Täuschung statt. In ersterer Hinsicht ist die Liebe, wie gesagt, die oberste Schutzeinrichtung für den geschlechtlichen Bund und für die ihm entsprossene Frucht. In letzterer Hinsicht aber ist hervorzuheben, dass nur der Liebende den Wert des

Druck von C. Grumbach in Leipzig.